

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

214290

II

Friedrich Tribukait's
~~Chronik~~
Chronik.

Schilderung aus dem Leben der preussisch-litauischen
Landbewohner des 18. und 19. Jahrhunderts
mit Anmerkungen

Sr. Excellenz des Königl. Staatsministers und
Oberpräsidenten Herrn v. Gopler-Danzig

herausgegeben

von

Justizrat A. Horn und Rechtsanwalt B. Horn
Zusterburg. Weblau.

Im Selbstverlage der Herausgeber.
Zusterburg 1894.

Od

381

40

Qd 381
/4°

+

Friedrich Tribuseit's Chronik.

Schilderung aus dem Leben der preussisch-litauischen
Landbewohner des 18. und 19. Jahrhunderts
mit Anmerkungen

Sr. Excellenz des Königl. Staatsministers und
Oberpräsidenten Herrn v. Gopler-Danzig

herausgegeben

von

Justizrat A. Horn und Rechtsanwalt P. Horn
Insterburg. Wehlau.

Im Selbstverlage der Herausgeber.
Insterburg 1894.

Ständerechtes

~~Da 384~~
140



nebst dem Stadtbibliothek
Königsberg i. Pr.
den Stadtbibliothek Königsberg i. Pr.
den Stadtbibliothek Königsberg i. Pr.
den Stadtbibliothek Königsberg i. Pr.
den Stadtbibliothek Königsberg i. Pr.

214.250



Stadtbibliothek Königsberg i. Pr.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	I bis III
Die Familie Tributeit	1—4
Das Dorf Christiankehmen	4—9
Die Wege	9—13
Die Wirtschaft	13—20
Die Baulichkeiten	20—23
Die Schule	21 u. 23—26
Das Winterleben im Hause	26—32
Hochzeitsgebräuche	32—36
Die Nahrungsmittel	37—38
Die Juden und der Handel	38—43
Die Zigeuner	43
Schluß. Die Separation und ihre Folgen	43—47



Inhalt

Seite	
1-10 III	Einleitung
1-1	Die Familie Trübner
1-2	Das Dorf Gschwend
1-3	Die Kirche
1-4	Die Schule
1-5	Die Wirtschaft
1-6	Die Industrie
1-7	Die Politik
1-8	Die Kultur
1-9	Die Wissenschaften
1-10	Die Kunst
1-11	Die Literatur
1-12	Die Musik
1-13	Die Malerei
1-14	Die Architektur
1-15	Die Bildhauerei
1-16	Die Fotografie
1-17	Die Kunst des Buchdrucks
1-18	Die Kunst des Schmiedens
1-19	Die Kunst des Tischlerhandwerks
1-20	Die Kunst des Schneiderhandwerks
1-21	Die Kunst des Schuhmacherehandwerks
1-22	Die Kunst des Hutmacherehandwerks
1-23	Die Kunst des Kleiderhandwerks
1-24	Die Kunst des Wollhandwerks
1-25	Die Kunst des Leinwandhandwerks
1-26	Die Kunst des Papierhandwerks
1-27	Die Kunst des Buchbinderehandwerks
1-28	Die Kunst des Steinmetzhandwerks
1-29	Die Kunst des Maurerhandwerks
1-30	Die Kunst des Zimmermannhandwerks
1-31	Die Kunst des Tischlerhandwerks
1-32	Die Kunst des Schlosserhandwerks
1-33	Die Kunst des Schmiedehandwerks
1-34	Die Kunst des Drechslerhandwerks
1-35	Die Kunst des Holzschuhmacherehandwerks
1-36	Die Kunst des Gerberehandwerks
1-37	Die Kunst des Färberehandwerks
1-38	Die Kunst des Weberehandwerks
1-39	Die Kunst des Spinnerehandwerks
1-40	Die Kunst des Mähdreherhandwerks
1-41	Die Kunst des Pflanzerehandwerks
1-42	Die Kunst des Gärerehandwerks
1-43	Die Kunst des Brauerehandwerks
1-44	Die Kunst des Backerehandwerks
1-45	Die Kunst des Fleischerehandwerks
1-46	Die Kunst des Metzgerehandwerks
1-47	Die Kunst des Fischerehandwerks
1-48	Die Kunst des Jägerhandwerks
1-49	Die Kunst des Fuchsjägerhandwerks
1-50	Die Kunst des Hasenjägerhandwerks
1-51	Die Kunst des Rebhühnerjägerhandwerks
1-52	Die Kunst des Auerhahnjägerhandwerks
1-53	Die Kunst des Fasanjägerhandwerks
1-54	Die Kunst des Gansjägerhandwerks
1-55	Die Kunst des Entenjägerhandwerks
1-56	Die Kunst des Wildjägerhandwerks
1-57	Die Kunst des Ferkelzucht
1-58	Die Kunst des Schweinezucht
1-59	Die Kunst des Rindviehzucht
1-60	Die Kunst des Schafzucht
1-61	Die Kunst des Ziegenzucht
1-62	Die Kunst des Pferdezucht
1-63	Die Kunst des Hundezucht
1-64	Die Kunst des Katzenzucht
1-65	Die Kunst des Kanarienvogelzucht
1-66	Die Kunst des Finkenhandwerk
1-67	Die Kunst des Dorschhandwerk
1-68	Die Kunst des Heilbrunnhandwerk
1-69	Die Kunst des Bierbrauerehandwerk
1-70	Die Kunst des Weinbauerehandwerk
1-71	Die Kunst des Obstbauerehandwerk
1-72	Die Kunst des Gemüsebauerehandwerk
1-73	Die Kunst des Blumenbauerehandwerk
1-74	Die Kunst des Parkbauerehandwerk
1-75	Die Kunst des Landschaftsbauerehandwerk
1-76	Die Kunst des Gartenerhandwerk
1-77	Die Kunst des Bauerehandwerk
1-78	Die Kunst des Landwirts
1-79	Die Kunst des Pächters
1-80	Die Kunst des Lehrlings
1-81	Die Kunst des Gesellen
1-82	Die Kunst des Meisters
1-83	Die Kunst des Ratmanns
1-84	Die Kunst des Schultheissens
1-85	Die Kunst des Pfarrers
1-86	Die Kunst des Pfarrers
1-87	Die Kunst des Pfarrers
1-88	Die Kunst des Pfarrers
1-89	Die Kunst des Pfarrers
1-90	Die Kunst des Pfarrers
1-91	Die Kunst des Pfarrers
1-92	Die Kunst des Pfarrers
1-93	Die Kunst des Pfarrers
1-94	Die Kunst des Pfarrers
1-95	Die Kunst des Pfarrers
1-96	Die Kunst des Pfarrers
1-97	Die Kunst des Pfarrers
1-98	Die Kunst des Pfarrers
1-99	Die Kunst des Pfarrers
1-100	Die Kunst des Pfarrers

V o r w o r t.

Südlich von Darkehmen macht die Angerapp, bevor sie mit ihren romantischen Ufern Thalau und die sogenannte Darkehmer Schweiz berührt, bei Medunischken einen weiten Bogen nach Westen. Auf der dadurch gebildeten Halbinsel liegt an dem rechten Ufergelände, etwas östlich vom Flusse ein altes littauisches Dorf, Christiankehmen, wie ehemals, so auch heute anmutig im Grün alter Bäume versteckt.

Dieses Dorf hat den seltenen Vorzug, eine recht ausführliche Chronik zu besitzen. In den Jahren 1864–1875 schrieb dort ein größerer Besitzer desselben, der Gemeindevorsteher Friedrich Tribukeit seine Erinnerungen nieder; nicht nach Büchern oder Urkunden, sondern nach seiner eigenen Erinnerung und der Ueberlieferung älterer Leute. Seine Triebfeder war lediglich die Heimatliebe. Diese Aufzeichnungen spiegeln die Ortsgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts in gedrängtem Bilde klar und anschaulich wieder, sie klingen einfach und wahr und zeigen uns so viel Entschwundenes aus alter Zeit, daß es schade wäre, wenn sie verloren gingen. Die Aufzeichnungen Tribukeit's schienen nach seinem Tode verschwunden zu sein, in Christiankehmen und Darkehmen war über ihren Verbleib nichts zu ermitteln, und es kostete Mühe, sie endlich bei seinem Schwiegerjohn, Herrn Barkowski, Pfarrer in Paffenheim, zu ermitteln, der dieselben bereitwilligst zur Verfügung stellte.

Es ergab sich, daß nicht bloß ein, aus Rogges „Geschichte des Kreises und der Düböse Darkehmen“ S. 156–164 bekannt gewordner Teil, sondern außerdem Schilderungen aus der Zeit nach der Aufteilung der ländlichen Gemeinheiten (1830–1875) und eine Familiengeschichte des Verfassers vorhanden war.

Tribukeit, der Herkunft und dem Namen nach ein Littauer, seinem Wesen nach ein völlig deutscher Mann, sprach und verstand wahrscheinlich wenig littauisch. Er hat sich um diesen Volksstamm und dessen Geschichte anscheinend wenig gekümmert. Die Utertümlichkeit gewisser Sitten allein, die er bei uns beobachtete, zog ihn an, ohne daß er sich um die Herkunft solcher Gebräuche Gedanken gemacht hätte. Er besaß, wenn man so sagen darf, eine natürliche historische Ader, einen für die Zustände der Vergangenheit besonders empfänglichen Sinn. Ohne geschichtliche Kenntnisse, fand er als Autodidakt einen recht gangbaren, heutzutage wenig benutzten Weg, sich der Vergangenheit zu nähern,

in der liebevollen Beachtung mündlicher Uebersieferungen. Seine offenen Augen lehrten ihn auch die Wurzel mancher gegenwärtigen Einrichtung in der Vergangenheit erkennen. Welche Ehrfurcht ihn vor der Vergangenheit befeelte, zeigt das Motto, welches er dem zweiten Bändchen seiner Arbeit vorgeeignet hat:

„Die Haine von Californien bannen uns fast. Mit Ehrfurcht und Bewunderung erfüllt, können wir uns nicht losreißen und je länger wir hier weilen, um so tiefer wird unser Sehnen nach der Gabe, die Geschichte vergangener Zeiten diesen Niesen der Vorwelt abzulauschen.“

Tributeit war Besitzer eines Grundstücks von 4 kalmischen Hufen (75 Hektaren oder etwa 300 Morgen). Er hat mit Ausnahme der Militärzeit, die er in Berlin bei der Garde verlebte, meist in seinem Heimathsdorfe gewohnt, und sich dort als Gemeinde- und Schulvorsteher am öffentlichen Leben dieses kleinen Freijes rege betheiligte. Er war 1820 geboren und hinterließ, als er etwa 60 Jahre alt starb, ein Vermögen von 42000 Thalern. In Darkehmen hat er in der Schreibstube des Landratsamtes gearbeitet, nachdem er in Szabienen durch den Präzidentor Niedelsberger, der viele junge Leute zu Seminaristen aufgeweckt und vorgebildet, seinen Unterricht genossen hatte. Er stand im Rufe eines interessanten Mannes. Gern knüpfte er Gespräche an und mit Vorliebe ließ er sich über die Vergangenheit unterrichten. Er las eifrig die Kreuzzeitung und gehörte der konservativen Richtung an, weshalb er mit seinem Nachbar, dem liberalen Herrn von Zahrend-Ängerapp eine Zeit lang auf schlechtem Fuß stand. „Nicht Majorität, sondern Autorität“ war sein Grundsatz. Jedenfalls war er ein allgemein geachteter, ehrenvoller Charakter; das bestätigten alle einsichtsvollen Zeitgenossen, die sich seiner erinnern. Sein damaliger Landrat, der gegenwärtige Oberpräsident der Provinz Westpreußen, Herr v. Goshler, Excellenz, stellt ihm das Zeugnis aus, daß er ein verdienstlicher Mann gewesen sei mit warmem Herzen und offener Hand, der geistig sich sehr reglam gezeigt, wenn er auch den Autodidakten mit allen Vorzügen und Fehlern eines solchen niemals verleugnet habe.

Herr v. Goshler wünschte, nachdem er Einsicht in die Aufzeichnungen Tributeit's genommen hatte, lebhaft, deren Abdruck in der Altpreussischen Monatschrift. Dieses war jedoch ohne gewisse redaktionelle Aenderungen, die durch die Schreibart des Verfassers notwendig wurden, nicht thunlich. Herr Pfarrer Zippel in Memel versuchte eine Uebersarbeitung, hat sie aber nicht zu Ende geführt. Dem Herausgeber der Altpreussischen Monatschrift, Herrn Dr. Reicke, der ihn um die Erlaubnis des Abdruckes ersuchte, antwortete Tributeit am 20. Februar 1869 u. a.:

„Wemgleich ich meine Schrift nur zur Aufbewahrung am hiesigen Orte bestimmt habe, mit dem Wunsche, daß sie fortgesetzt werde, um späteren Zeiten Rückblicke in die Vergangenheit zu gewähren, so ist mein weiterer Zweck aber auch der gewesen, Interesse und Liebe zur Heimat anzuregen und zu fördern. Meine Schrift ist der Ausdruck meiner Heimatliebe geworden.“

III.

Für jeden, der eine ähnliche Zuneigung zu seiner Heimat empfindet, werden die nachfolgenden Blätter keiner besonderen Empfehlung bedürfen. Sie sind nicht frei von Mängeln, namentlich vermißt man in dieser sonst so eingehenden Schilderung der ländlichen Zustände eine Darstellung des eigentlichen Scharwerkens, der Dreifelderwirtschaft und des Verhältnisses der Dorfbewohner zu ihrem Schulzen, zum Amtmann und zu der Kriegs- und Domänenkammer etc. Aber diese und andere Mängel beeinträchtigen nicht den originalen Wert dieser Aufzeichnungen. So viel irgend angänglich, soll der Autor selbst zu Worte kommen. Zusätze der Herausgeber sind kenntlich gemacht, die Bemerkungen des Herrn Oberpräsidenten v. Gösler sind durch ein beigefügtes G. hervorgehoben. Herr v. Gösler hat das Manuscript dieser Arbeit gelesen und im Mai 1892 mehrere Bemerkungen zu den Aufzeichnungen Tribukeits niedergeschrieben, die demnächst hier verwerthet sind.

Wie bereits erwähnt, war Herr v. Gösler, als Tribukeit seine Chronik schrieb, Landrath des Kreises Darkehmen, er ist somit vor allen Anderen in der Lage, die Ausführungen Tribukeits nicht nur zu ergänzen, sondern auch, wo dieses notwendig ist, zu berichtigen.

Diesem Freunde der vaterländischen Geschichte, der selbst weitvolle Beiträge zur Geschichte Darkehmens geliefert hat, verdanken wir somit die Erhaltung der Tribukeit'schen Arbeit.

So ausführliche Schilderungen des Dorflebens im 19. Jahrhundert, wie die Tribukeit'schen, dürften in unserer Provinz kaum vorhanden sein.

Lernen wir zunächst die Familie Tribukeit und mit dieser die Quelle kennen, aus deren Ueberslieferung unser Autor geschöpft hat, insbesondere seinen Vater, der noch selbst vier Jahre im Scharwerk, das heutzutage niemand mehr kennt, im Schweiße seines Antlitzes thätig gewesen ist.



The first of these is the fact that the
 second is the fact that the
 third is the fact that the
 fourth is the fact that the
 fifth is the fact that the
 sixth is the fact that the
 seventh is the fact that the
 eighth is the fact that the
 ninth is the fact that the
 tenth is the fact that the
 eleventh is the fact that the
 twelfth is the fact that the
 thirteenth is the fact that the
 fourteenth is the fact that the
 fifteenth is the fact that the
 sixteenth is the fact that the
 seventeenth is the fact that the
 eighteenth is the fact that the
 nineteenth is the fact that the
 twentieth is the fact that the

Die Familie Tributeit.

„Die ersten Nachrichten von der Familie Tributeit“, beginnt der Verfasser, „reichen bis zu meinem Urgroßvater, dessen Vornamen mir nicht bekannt geworden ist, und von welchem erzählt wird, daß er um's Jahr 1750 beim Besitziger Deutsch oder Deutschmann Brauer gewesen sei.

Dessen Sohn Hans war Wirt in Christiankehmen und hatte das spätere Bartel'sche Grundstück im Besitz.

Hans Tributeit sprach kein Wort deutsch, trank fast keinen Branntwein und muß ein guter, fleißiger Wirt gewesen sein. Die Beweise seiner Arbeit habe ich selbst noch oft in Händen gehabt, nämlich verschiedene Geräthe für Handwerk und Hausgebrauch, Werkzeug für Gerber, Böttcher, Seiler, einen eichenen Webstuhl, den er als Ausstattung für meine Großmutter gefertigt, künstliche Kärbe, sog. Kietzkärbe, lindene Rubbeln*), Tröge u. dergl.

Neben Hans Tributeit wohnte ein Wirt namens Bartel, dessen Vorfahren aus Deutschland eingewandert und vorzügliche Wirte waren. Diese hatten u. a. einen schönen großen Obstgarten angelegt, nach dem Spruche, den sie im Munde zu führen pflegten:

Hast einen Raum — pflanz einen Baum,
und pflege sein — er bringt dir's ein!

Hans Tributeit und sein Nachbar Bartel tauschten mit Grundstücken und Hans erhielt dabei einen schönen Garten. Ich habe denselben als Kind oft und gern betreten. Ein dichter Bretterzaun schloß ihn von der Straße ab, gegen das Feld war er mit Stöckeln eingefast. Der Garten war dicht besetzt mit Kirichen- und Pflaumenbäumen, auch Leimbäume (Ahorn), Eichen und Eichen standen

*) Stück eines sehr sorgsam ausgehöhlten und geglätteten Lindenstammes, etwa ein Meter hoch, unten geschlossen, oben offen, in welchem das Getreide auf dem Hausboden aufbewahrt wird. Derartige Rubbeln sind in litthauischen Wirtschaften noch jetzt üblich und werden vom Vater auf den Sohn vererbt. Sie bestehen aus einem Stück, allseitig glatt, wie polirt und sind ohne Deckel und Henkel. Ein Exemplar davon, sowie einen Quirl haben wir dem Altertums-museum zu Insterburg übergeben.

darin, besonders aber viele schöne Aepfel- und Birnbäume, deren Ertrag in guten Jahren mehr als 100 Scheffel brachte. Doch waren damals die meisten Obstbäume bereits alt und starben allmählich ab. * 16. 7. 1767

Hans hatte einen Sohn, namens Michel, meinen Großvater, der 1763 geboren war. Das war nach den Schilderungen meines Vaters ein großer, starker Mann, auch ein großer Pferdeliebhaber, aber dem Trunke ergeben. Er versütterte der Mutter heimlich das letzte Beutelmehl aus dem Topfe für seine Pferde, tauschte mit Zigeunern und Juden um Pferde und wurde nicht selten übervorteilt. Aus einem solchen Tausch brachte er einst einen kranken Ochsen ins Dorf und damit die Rinderpest, wobei alles Vieh im Dorfe verloren ging. Dennoch lebte er mit seiner Frau, die gut kochen konnte und sehr gefügig war, recht in Frieden, hat auch dem Dorfe genügt; denn als die Gemeinde beschloß, den großen Wald vom Dorfe bis zur Angerapp auszuholzen, widersetzte er sich diesem Beschlusse mit vieler Energie, beschwerte sich im Amte und setzte es durch, daß der Wald erhalten blieb.

Michels Sohn war Friedrich, mein Vater. Dieser war am 15. Juni 1786 geboren und sollte Hans oder Michel getauft werden*). Als mein Großvater zum Pfarrer kam und den Namen des Täuflings nannte, sagte der Pfarrer: Ach, guter Mann, unser König heißt Friedrich, ich heiße Friedrich, laß Er seinen Sohn auch Friedrich taufen! Und so geschah es. — Die Zeit, während welcher Michel wirtschaftete, fällt in die Jahre 1794 bis 1817. Von der französischen und polnischen Revolution wurde unsere Provinz wenig berührt. Doch spürten die Einwohner sehr wohl die Kriege gegen Frankreich. Die Teilung Polens und die Erwerbung von Neu-Ost- und Südpreußen veranlaßten eine kleine Völkerwanderung von hier nach Polen. Zu den vielen Beamten, die dorthin entsendet wurden, gesellten sich auch Civilpersonen, Handwerker und Bauern. Ringsumher gährte und wettete es. In Frankreich wollte alles aus Rand und Band gehen. Das Alte sollte überall verworfen werden, Neues die Welt erlösen und glücklich machen. Frankreich stand England feindlich gegenüber; Rußland, Oesterreich, Italien und Frankreich andererseits standen auch gegenseitig im Felde. Nur in Preußen allein war Ruhe und Frieden. Damals genoss unsere Provinz eine ähnlich glückliche Zeit, wie während des Krimkrieges 1854 bis 1856. Handel, Gewerbe und Landwirthschaft blühten bei uns auf. Während dieselben anderwärts daniederlagen, war Preußen die Kornkammer aller Nachbarn, und Wohlhabenheit verbreitete sich durch alle Stände. Der Bauer in der Erbunterthänigkeit kannte kein höheres Streben, als sich sinnliche Genüsse zu bereiten. Der Luxus nahm überhand. Große Freudenfeste bei Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen waren überall üblich. Die Hochzeiten namentlich dauerten in der Regel von Donnerstag bis

*) Der alte Littauerbrauch, wonach nicht die Eltern, sondern die Gevattern den Namen bestimmen und ihn aus der Kirche heimförend, dem Vater nennen (Math. Praetorius Deliciae Prussicae oder Preuß. Schaubühne, herausgegeben v. W. Bierion Berlin 1871) scheint schon vergessen zu sein. Auch von Keumele, dem Fest der Bindung (Kodines) und dem ganzen Heere der litt. Götter und Göttinnen weiß I. nichts mehr.

Sonntag. Es wurde zu ihnen nicht bloß die ganze Freundschaft, sondern auch die ganze Nachbarschaft geladen. Die Kleidung wurde kostspielig; an Röcken und Beinkleidern glänzten sehr viele und große silberne Knöpfe, an den Schuhen trug man silberne Schnallen.

Das dauerte bis 1806/7. Da wurde es mit einem Male anders. Der unglückliche Friede zu Tilsit hatte die schwersten Folgen. Durch die Armeen wurde aller Vorrat verzehrt, bei Friedland und Heißeberg Dörfer und Städte vernichtet, Krankheiten rafften Menschen und Vieh dahin. Dann mußte die Kriegskontribution an Frankreich bezahlt werden. Was aber das Schlimmste war, Preußen mußte der Continentsperre beitreten. Handel und Landwirthschaft wurden dadurch ruinirt. Alle diese Freuden und Leiden hat Michael Tributeit durchgekostet. Dann hörte für Christiankehmen Trinitatis 1804 das Scharwerk auf, welches bisher an das Domainenvorwerk Röseningken geleistet war und an Stelle dessen trat der Domainenzins. Bis dahin hatte der Bauer in Christiankehmen wenig Abgaben, etwa 14 Thaler zu zahlen; davon gingen jedoch verschiedene Vergünstigungen ab, sodaß oft gar nichts zu zahlen war*). Mit einem Mal mußten 30 Thaler Domainenzins pro Hufe bezahlt werden, eine sehr hohe Leistung in einer Zeit, in welcher für Pferde, Fohlen und Schweine beim Mangel jedes Exporthandels sehr geringe Preise erzielt und z. B. für ein zweijähriges Schwein 4 $\frac{1}{2}$ Thaler bezahlt wurden. Rindvieh wurde zum Verkauf überhaupt nicht gezüchtet; man brachte die Ochsen aus Podolien her. Ein Fohlen hatte den Werth eines Schafes. Ein Bauer tauschte einmal ein solches gegen einen Kienstubben ein. Unter solchen Verhältnissen wurden die Bauern zu freien Eigenthümern gemacht und sollten Martini jedes Jahres 30 Thaler Domainenzins für die Hufe zahlen. Wer in den Tag hineinlebte und an den Zahlungstermin nicht dachte, mußte unterliegen. — Nach 1815 erhielten die Bauern Kriegsenttähdigung für ihre Verluste, nicht baar, sondern in Bonds, welche die Regierungshauptkasse nur zum Kurse von 80 Proz. annahm. Gegen solche Bonds konnte man den Domainenzins ablösen. Dies that Michel; er erwarb von den Bauern Bonds zum Kurse von 40–60 Proz. und löste damit zum Kurse von 80 den Domainenzins ab. Auf diese Weise hat er fast den ganzen Domainenzins abgelöst. Eigentlich war mein Vater die Seele dieser Operation, der schon einige Zeit vor 1817 faktisch die Wirthschaft führte. Dadurch wurde der Grund unseres Wohlstandes gelegt.

Mein Vater Friedrich Tributeit war 1786 geboren und wurde im Herbst 1800 durch den Pfarrer Glogau in Szabienien eingeseget. Von da ab gehörte er, wie später erzählt werden wird, als „Junge“ zu den Pferden: eggte, pflügte oder fuhr im Sommer mit ihnen bei Tage, und hütete sie nachts im Walde oder im Felde. Vier Jahre, bis 1804, hat er die Freuden und Leiden des Scharwerks als Junge in vollem Maße gekostet. War im Frühjahr der Acker möglichst trocken, so mußte im Vorwerk Röseningken das Sommerfeld bestellt, gepflügt und geggt werden. Es zogen dann mit ihm aus Christiankehmen 15 Jungen — der Krüger war frei — mit je 4 Pferden und 2 Eggen nach

*) Vergl. Horn, die Verwaltung Ostpreußens S. 215–217.

Röfeningken. Fünfzehn Zöche mit den Knechten folgten. Aus den andern zu Röfeningken gehörigen Scharwerksdörfern kamen ebenfalls Knechte, Jungen, Ochsen und Pferde dort zusammen. Dann wurde munter gepflügt, gegügt und gesäet. Hinter allen diesen Arbeitern und Gespannen stand zunächst der Amtmann als Pächter der Domaine, sodann dessen Inspektor, der Kammerer und zuletzt der Schulze. Jeder sah darauf, daß ordentlich gearbeitet wurde und jeder hatte einen Rantschuh zur Hand. Wehe dem, der sein Geschirr, seine Zöche oder seine Egge nicht in gutem Stande hatte, oder seine Arbeit nicht gut verrichtete: der Rantschuh besorgte sofort alles! Da lernte denn jeder gut und schnell arbeiten."

Das Dorf.

[Die Entstehungszeit des Orts Christiankehmen liegt zwischen 1565 und 1577. Denn während der Name in den im Königsberger Archiv befindlichen Steuerregistern von 1565 noch fehlt, bringt das Insterburger Urkundenbuch Bd. I. Bl. 123 einen Bericht des Amtshauptmanns vom 10. April 1577 worin es heißt:

Kristian hat zwei Zinser, zinsen alle beide 31 Mark — hat guten Boden, ziemliche Wiesen, ist ein neues Gut, liegt an den großen Darkehmer Wäldern, wird in Kurzem mehr zinsen, denn sie sehr räumen. (Hausbuch A 184 Fol. 156—158.)

Diese Leute, welche den Wald sehr räumten, waren deutsche Einwanderer, die bereits erwähnten Gebrüder Bartel, Männer von großer Körperkraft und starker Arbeitslust, welche das bisher einfache Littauerdorf bald umformten und sich, wie Tribukeit meldet, ein Vermögen erwarben, womit einer und der andere der Brüder sich in den Nachbarländern ankaufen und dort eine Oelmühle anlegen konnte. Die Littauer heirateten in diese deutschen Familien gern hinein, und dadurch gewann das Dorf im 17. Jahrhundert ein völlig verändertes Ansehen, welches dasselbe bis ins 19. Jahrhundert hinein behielt. Dieses schildert Tribukeit wie folgt]:

„Christiankehmen sah 1829 schön aus. Die alten Leute sagten, daß es immer so gewesen sei und sich bis zur Separation fast gar nicht verändert habe. Die Dorflage mit den Gärten war etwa 70 Morgen (c. 17 Hektar) groß. Dank den deutschen Einwanderern Bartel, Mehl, Schneck, Schröder, Wiechmann, Huhn u. A. und ihren Gartenpflanzungen war das ganze Dorf fast ein einziger Park. Hohe mächtige Bäume, Birken, Kiefern, Eichen, Pappeln, Eichen und Ahorn standen an der Feldseite der Gärten. Hohe Weidenbäume auf dem Anger und mitten in den Gärten prangten Aepfel-, Birnen- und Kirschbäume in großer Zahl. Da wo die Grenzäume zwischen den Gärten der Nachbarn liefen, sowie nach der Feldseite zu zwischen den hohen Bäumen zog sich eine fast undurchdringliche Hecke von rheinischen und sauren Kirschbäumen, sowie einer Art wilder Pfäumen, sog. Kröfelbäume hin. Es bestand die gegenseitige Verpflichtung, daß jeder Garten ringsherum bezaunt sei.

Größtenteils bestanden diese Zäune aus sog. Stöckeln (Stäben) längs der Feldseite, an der Dorfstraße*) dagegen standen Dielenzäune. Diese waren bei dem großen Holzreichtum jener Zeit stets gut erhalten. Das Dorf gewährte schon aus der Ferne mit seinen vielen grünen Bäumen, dem niedrigen Airschgesträuch, einen angenehmen Anblick. Vollends bereiteten die gut bezäunten Gärten mit der Fülle von Obstbäumen im Frühjahr, wenn alles in Blüte stand, oder im Herbst mit reichen Früchten beladen der Hände wartete, welche die reifen Früchte pflückten, einen herzerfreuenden Anblick. Dazu kam inmitten des Dorfes der große grüne Dorfsanger und die darüber führende Dorfstraße.

Heute freilich sind die großen Bäume fast ganz verschwunden und nur vereinzelt in den Gärten anzutreffen. Die Mehrzahl der Besitzer hat sich ausgebaut, die alten Baustellen sind verkauft, und die Käufer derselben zu arm, um darauf wilde Bäume wachsen zu lassen, welche den Acker beschatten und verschlechtern. Die alten Obstbäume sind ihres Alters halber ausgestorben, jüngere nicht gepflanzt, die Kirch- und Kröbelhecken sind verschwunden, der Dorfsanger ist verkleinert und zum Teil beackert, die breite Dorfstraße ist verengt. Die Frühjahrssprache der Gärten ist dahin, und mit ihr auch der Segen des Herbstes entchwunden. Noch in meiner Jugend brachte jeder Bauer in guten Jahren 50 bis 60 Scheffel Obst ein, heute nicht ebenso viel Liter. Ja, es ist eigentümlich: mit dem Obst geht es, wie mit dem Getreide nach einer Sage, die ich in jungen Jahren oft vernommen. Vor vielen Jahren war der Getreidebau bei uns viel ergiebiger, als heute. Die Kornähren sollen viel stärker gewesen und bis zum obersten Halsgelenke gereicht haben. Aber die Menschen achteten wenig auf die Gottesgabe und eine Frau soll im Uebermut eine Körnte Brod mißbraucht haben. Das verdros den Herrgott so sehr, daß er jährlich die Kornähren kürzer wachsen ließ. Die Menschen bemerkten es nicht, wohl aber erkannten — die Hunde den Zorn Gottes sowie die traurige Zukunft und erhoben ein lautes Wehklagen und Geheul.***) Das rührte den lieben Herrgott und er gebot dem Abnehmen der Aehren Stillstand. So haben wir es vielleicht den Hunden zu verdanken, daß wir noch Brod essen. —

Zwischen diesen alten Bäumen, den Gärten und Hecken lagen alle 16 fast gleichmäßig erbauten Höfe des Dorfes, in der Mitte auf dem Unger

*) Nach mehrfachen Andeutungen des Verfassers hat man sich die von N.-W. auf S.-D. nach Sodarren zu geradlinig verlaufende breite Dorfstraße, in deren Mitte der Unger liegt, zu beiden Seiten fortlaufend durch Zäune und die in der Hinterseite mit diesen in einer Linie stehenden Häuser fest verschlossen zu denken; im N.-W. ebenso wie im S.-D. ist sie durch eine Hecke geherrt. Das Vieh, das auf der Dorfstraße des Hirten wartete, sollte sich nicht verlaufen. Zu jeder Seite der Dorfstraße lagen 8 Gehöfte, in welche man nicht durch die Häuser, sondern durch Hofthore gelangte; der Eingang ins Haus fand vom Hofe aus statt.

**) Hund und Hahn, die in der Nacht wachen, sehen nach dem Volksglauben der alten Littauer und vieler anderer Völker Geister und warnen vor ihnen (Brätorius, auch Lippert, Culturgeschichte der Menschheit 1886 Bd. I, S. 540 ff.)

stand die Schmiede. Die Ausgänge aus dem Dorfe waren Tag und Nacht durch hölzerne Thore abgeschlossen; dadurch wurde verhütet, daß irgend ein Thier aus Feld gelangte und Schaden bereitete.

Die aus Holz erbauten und mit Stroh gedeckten Wohnhäuser standen mit der Längsseite an der Straße und hatten ihren Eingang vom Hofe, daneben ein Stall, eine Scheune und eine Klethe.*) Unter den Gebäuden zeichnete sich der Krug aus, ein mächtiges Gebäude gegenüber der Schule, mit dem Giebel nach der Straße. Ich habe dieses Gebäude nicht mehr gekannt, aber mir manches darüber erzählen lassen. Zunächst an der Straße war die Einfahrt von Fachwerk mit starkem Fichtenholz mindestens 12 Fuß hoch geständert und so geräumig, daß ein mit vier Pferden bespannter Wagen darin umkehren und dann hinten hinaus fahren konnte. Im Hause befand sich zunächst eine mächtige Küche, werin auf damalige Art die Brauerei betrieben wurde. Die große Krugstube sowie die Wohnstube waren so hoch, daß in späteren Zeiten der Krüger drei Fuß unter der eigentlichen Balkenlage noch eine Decke auf eine Schicht Balken legte, damit sich die Stuben besser heizten. Der dadurch abgeperrte, mindestens drei Fuß hohe dunkle Raum gewann für die Kriegszeit 1806 besonderen Werth; man versteckte die werthvollen Sachen darin vor dem Feinde, doch die Franzosen spürten ihn bald auf. Den Krug hatte der König erbauen lassen und dann verkauft.

So war das Aeußere des Dorfes beschaffen“.

Ueber die Feldeinheitung sagt unser Verfasser nur, daß die uralte Dreifelderwirthschaft, nämlich ein Feld Winterung, ein Feld Sommerung, ein drittes, Brache, bestanden habe.

Bei der Dreifelderwirthschaft wird der gesammte Feldplan einer Gemeinde in drei möglichst gleich große Flächenabschnitte getheilt. Jeder derselben wurde wiederum in so viele Theile zerlegt, als es Besitzer in der Ortschaft gab. Jene Flächen wurden nun im jährlichen Wechsel als Sommerfeld, Winterfeld und Brache bewirthschaftet.

Jeder einzelne Besitzer hatte daher in jedem der drei Felder einen Landstreifen. Sein Hof lag im Dorfe, sodaß seine Wirthschaft auf 4 Stellen seine Thätigkeit beanspruchte.

Falls nun jeder Besitzer von seiner Hofstelle aus zu seinen 3 Ackerstücken Wege bejessen hätte, so hätte man eine nicht unbedeutende Landfläche auf diese Feldwege verwenden müssen. Die Bauern der Dreifelderwirthschaft

*) Während Grund und Häuser nebst Inventar Eigenthum des Grundherrn, hier der Bischof, waren und den Bauern nur die Nutzung zustand, ist die Klethe Eigenthum des Bauern. Sie ist ein kleines Gebäude, nach Art einer Schmiede vorn mit einer zum Theil offenen Säulenhalle und einem spitzen Dache zu denken. Das alte Wagenzelt, mit welchem die Urbäter der Littauer ihre Wanderung vollzogen, scheint das Urbild derselben zu sein. In der Klethe wurden die besten Sachen, die Ausstattung der Tochter aufbewahrt und Gäste aufgenommen. Sie war nicht heizbar und in der Regel mit einem Schreine ausgestattet, aus welchem die Braut ihre Leinwand entnahm und die Handtücher zu Geschenken schnitt. Vergl. Lepner, Littauerbrauch S. 70 ff.

halfen sich in dieser Hinsicht in eigenthümlicher Weise: sie sahen von Zufuhr- und Feldwegen ganz ab.

Um dies zu veranschaulichen, betrachten wir das Sommerfeld der Gemeinde. Dasselbe bestand aus einem Rechteck, dessen kürzere Seite nach dem Dorfe zu lag. Parallel zu dieser Seite war das Rechteck nun in 16 Parzellen zerlegt; sei es durch Maine, Steine oder Zäune.

Der Besitzer der von der Dorfslage entferntesten, hintersten Parzelle fuhr über die 15 vor ihm liegenden Parzellen seiner Genossen, die in gleicher Weise das vor ihnen liegende Land pasirten.

Sollte hierbei dem Nachbar aber kein Schaden erwachsen, so mußte dessen Feld entweder noch nicht bestellt, oder im Herbst bereits abgeerntet sein. Solchergestalt waren die Bauern bei dieser Betriebsart von einander abhängig und die hieraus entstehenden Unzuträglichkeiten wurden von ihnen in einfachster Weise dadurch vermieden, daß alle Feldarbeiten von allen Wirten gleichzeitig und zusammen verrichtet wurden.

Sollte geackert werden, so fuhren alle 16 Knechte zusammen den Mist auf einen Haufen. Jeder Knecht begann von hinten, von der 16. Parzelle ab zu pflügen, bis man auf die erste gekommen war. Jede der 16 Mägde streute hinterm Knechte den Mist ein. Sollte andererseits die Ernte beginnen, so fingen alle 16 Arbeiter auf der ersten Parzelle an, schnitten alle 16 Parzellen nach einander ab, zuletzt die sechzehnte, und setzten das Getreide in gleiche Hocken auf. Diese Hocken wurden gleich geteilt und jeder fuhr seine Hocken nach Hause. Es kam sonach gar nicht darauf an, daß jeder sein eignes Feld bearbeitete, die Arbeit wurde von allen Besitzern gleichmäßig geleistet.

Die Stadt Gerdauen besitzt eine Feldordnung aus der Zeit der Dreifelderwirtschaft vom 3. Februar 1727, in der genau vorgeschrieben ist, an welchem Tage die Ackerbürger anzufangen haben, das Sommerfeld und das Winterfeld zu bestellen, und wann die Bestellung fertig sein muß. Wer nicht die Ordnung einhielt, hatte zur Strafe — Bier für die Bürgerschaft zu kaufen. Die Lehnsherrschaft auf Schloß Gerdauen wandelte jedoch die Bierstrafen in Geldstrafen um — weil diese Geldstrafen an sie fielen und sie wahrscheinlich am Braubiergenuß keine rechte Freude hatte. Ueber die Aufrechterhaltung der Feldordnung wachten „der Stadt verordnete Feldherren“.

Die eingestreuten Wiesen wurden im Brachfelde bis Johanni beweidet, später waren sie bis zum Herbst wegen der vorliegenden Getreidfelder nicht zu erreichen und konnten erst nach der Getreideernte geschnitten werden. Die Dreifelderwirtschaft kennt nur einschnittige Wiesen.

Die Dreifelderwirtschaft, welche in Deutschland erst seit Karl dem Großen besteht*) und seitdem über tausend Jahre das herrschende Wirtschaftssystem darstellte, war ein bedeutender Fortschritt gegen die frühere Zeit, in der man nur Sommergetreide baute. Ihr hoher innerer Werth beruht in dem bis dahin unbekanntem, regelmäßigen Wechsel der Felder, in der Brache und hauptsächlich in dem Winterfelde,

*) Köcher, Nationalökonomie Bd. 2 S. 7 ff. S. 85, 134 und S. 240 ff. sowie Ansichten der Volkswirtschaft S. 205 ff.

welches einen regelmäßigen guten Ertrag möglichst sichert und die Landwirtschaft, so weit es angeht, den Unbilden der Witterung entzieht].

„Wie alle Littauer“, fährt unser Autor fort, „so haben auch die Bewohner Christiantehmens gewisse Stellen der Feldmark mit besonderen Namen bezeichnet. Bei der großen Ausdehnung der Feldmark nämlich mußten gewisse Punkte, als Wiesen, Anhöhen und Brüche mit Namen belegt werden, damit man sich bei Besprechungen über die Feldmark darüber verständigen konnte. Nach Einführung der Separation fiel die Nothwendigkeit derselben weg, weil man da jedes Land einfach nach seinem Besitzer benannte. Es sind jetzt 30 Jahre seit der Separation vergangen und die jüngere Generation kennt die wenigsten dieser Benennungen, weshalb ich die mir bekannt gewordenen angeben will.

Da ist eine Wiese am Wege nach Sodarren gelegen, die man Lanfisch oder Lenfisch (Sentung, Thal) nannte. Ein Winkel derselben hinter dem Huhnischen Garten hieß Lenfuth (Thälchen). Der Berg östlich von dieser Wiese hieß Fuchsb-berg. Eine andere im Osten belegene Wiese hieß Paplennis. Hinter der Schule war ein künstlich angelegter Teich; Berg und Wiese daran hießen Teich-berg und Teichwiese. Der Berg nördlich von dieser Wiese hieß Dumblinkallnis. Die Höhe an der äußersten Spitze des Huhnischen Grundstückes nannte man den Kranichberg. Der im Urndtischen Plan isolirt liegende Berg hieß Wolfs-berg, der Grandberg hinter dem Wellerschen Ausbau hieß Schwalbenberg. Viele Stellen des Ufers an der Angerapp (die man hier meist Pregel nannte) führten besondere Namen. Von der Davider*) Grenze an aufwärts waren das folgende: Sack, Ruhleder, Strom, Rathemis, Brestfels. Alle dieser Uferstellen zusammen nannte man Padwirris. Sodann folgten Warnegraben, Girne-graben, Kleine Wingis (Wiegung), Insel, Adebarsnest, große Lenfuth und wieder diese fünf Stellen zusammen Wingis (Wiegung). Der Teil zwischen dem alten Kirchhof und der Wingis hieß Wingewartas (Thor, Eingang der Wiegung). Auf dem Schönneischen Plan befand sich der Berg Pautkallnis (Gierberg), auf dem Görlichischen Plan der Jonskallnis, woran das Ilenloch (Blutegelloch), und die Bissfuhl, auf dem Weitschatschen Plan der Lepfalnes, der Lepkallnis-graben und hinter der Scheune der Prieleidis.

An manche dieser Namen knüpfen sich Sagen, so an den Girnegraben, ein sprundiges Terrain, das schwer zu betreten ist. Es soll dort gespußt haben und mancher abendliche Wanderer wurde dort vor dem Gespenste Bobins (altes Weib, alte Hexe) geängstigt. Im Dorfe lebte ein Littauer Namens Errelat, der ein großer Jäger und Fischer, dabei auch sehr stark und furchtlos war. Dieser durchkreuzte beim Fischen oft das Gebiet des Gespenstes, was dieses

*) G. Daviden, auch Stumbrakehmen genannt. Im Kreise Darkehmen haben sehr viele Ortschaften 2 Namen. Nachdem im Anfange des 18. Jahrhunderts viele Ortschaften in Folge der Pest wüst geworden und neu besiedelt waren, erhielten sie nicht selten einen neuen Namen, ohne daß der alte in Vergessenheit geriet z. B. Groß Daviden-Alte Stumbrakehmen; Klein Daviden-Neue Stumbrakehmen.

verdross. In einer mond hellen Nacht*) bemerkte Errelat auf jenseitigem Ufer am Girnegraben einen Mann, der mit Steinchen in den Fluß warf und ihm die Fische verschreckte. Aergertlich rief er dem Mann, in welchem er einen Bekannten aus dem gegenüberliegenden Thalau zu erkennen glaubte, eine Warnung zu und drohte hinüber zu kommen. Jener kehrte sich nicht daran. Als Errelat sich anschickte, hinüber zu gehen, kommt plötzlich der Jenseitige selbst herüber und stellt sich neben Errelat. Dieser will keine Notiz von ihm nehmen, als er ihn jedoch ansieht, bemerkt er, daß — der Fremde seinen Kopf unter dem Arm trug. Bobins, Bobins! rief Errelat, lief davon und verfiel in eine schwere Krankheit. Er hat nie mehr im Girnegraben gefischt.“

Die Wege.

„Jede Gründung einer neuen Ortschaft erheischt, daß sich von ihr zu den nächstgelegenen Orten möglichst feste Wege auf den am leichtesten passirbaren Landflächen bilden. Jede schwer zu passierende Stelle suchte man durch Umwege zu vermeiden. Beim Mangel einer starken staatlichen Ordnung konnten größere Brücken nicht gebaut werden; es mußten deshalb an Flüssen die seichterem Stellen an geeignetem Ufer zu Furten aufgesucht und benutzt werden. So kam es, daß die fahrbaren Wege gemeinhin in großen Windungen und Bogen liefen. Es gab in der Regel einen Sommerweg und einen Winterweg.**) Letzterer wich von jenem oft sehr ab. Wenn im Herbst oder Winter der Frost sich eingestellt hatte, wurden die üblichen Sommerwege verlassen und meist mit Umgehung der Ortschaften über die damals noch nicht zum Feldbau benutzten Hinterländereien, die mit Gehölz oder Gestrüpp bewachsen waren, oder als Weide dienten, gefahren. Gings zu schlecht mit dem

*) Solche Nächte waren den Geistern die liebsten. In der Daina 5 bei Nesselmann (Littauische Volkslieder 1853) heißt es: Unterm Ahorn fließt die Quelle — wo die Gotteskinder — in dem Mondschein tanzen gehen — mit den Gotteskinderinnen. — Die vorliegende Sage, zu welcher Leskin und Brugman (Littauische Volkslieder und Märchen 1882) kein Analogon bieten, weicht insofern von Bekanntem ab, als der Geist (das Gespenst) hier über den Fluß kommt, während die Littauer u. a. Völker durch den Fluß solche bannen. Ihre Begräbnisplätze finden sich meist hinter Flüssen, damit die bösen Geister nicht hinüberkommen und den Lebenden schaden können. (Lippert.)

**) Daß diese Doppelwege bei den Littauern allgemein verbreitet waren, ergibt sich aus ihrer Erwähnung in der Daina. In der Daina 203 bei Nesselmann (Littauische Volkslieder S. 163) ladet die eben verheiratete Schwester ihren Bruder ein, sie zu besuchen: „Sei's auch auf Sommerwegen, sei's auch auf Winterwegen.“ Von Königsberg bis Insterburg gab es auch solche Doppelwege, von denen der Sommerweg über die Höhe nördlich vom Pregel über Kremitten, Tapiou, Taplacken, Saalan, Leipentinken, Georgenburg und weiter über Neunischken und Kaupischken bis Ragnit führte, der Winterweg ging dagegen mit Benutzung des Pregels über die Wiesen bis Tapiou und von dort über Piaten, Buschdorf, Bubainen, Neundorf bis Althoff-Insterburg.

Wagen oder beschlagenen Schlitten, so wurden unbeschlagene Schlitten, sog. Schleifen, die jeder Wirt besaß, gebraucht. Ueber den mit Moos und Gras bewachsenen Boden glitten diese ziemlich leicht dahin.

Als Beispiel eines Winterweges will ich denjenigen von Wittgiren nach Darkehmen beschreiben. Dieses war bis zur Erbauung der Insterburg-Lycker Staatschaulsee eine sehr lebhafteste Straße, sie heißt noch heute die alte Dleslo- oder Lydsche Landstraße, weil der Handel von diesen kleinen Städten früher ausschließlich längs dieser Straße nach Insterburg betrieben wurde, wenigstens seit (1725) in Darkehmen eine feste Brücke über die Angerapp gebaut war. Der Winterweg von Wittgiren nun zweigte sich dicht hinter Wittgiren von der Sommerstraße ab, ließ Radtkehmen links, führte zuerst über die Wiesen, dann über den Jaggelersee zum Nischlenker See, umging Nischlenken und kam bei Brassien in die Sommerstraße. Dann ging er durch Brassien (Sodzin, Gotthardsthal, Neu-Stumbrakehmen und Bagdohnen links lassend) über die Bagdohner und Bellebauer Hinterländereien, die damals nur Weide und Gebüsch trugen, und trat ganz kurz vor Darkehmen in die Sommerstraße wieder ein. Das Reisen im Sommer auf den Sommerwegen war langweilig, doch war dann der Weg bis auf einzelne in der Regel schwer zu passierende Stellen immer trocken und fest. Der Winterweg hatte den Vortheil, daß sich auf ihm in der Regel gut fuhr, doch kamen darauf oft Unglücksfälle vor. Menschen brachen auf den benutzten Gewässern ein und ertranken oft, wie man es aus Masuren hört; auch verirrten sich die Fahrenden nicht selten Nachts, weil die Seiten des Weges nicht mit Bäumen bepflanzt waren. Mitunter kam es vor, daß die von Darkehmen Zurückkehrenden, selbst wenn sie nüchtern waren, in die Schluchten der Angerapp geriethen und dort bis zum nächsten Morgen liegen bleiben mußten. Der Sommerweg war früh im Jahr trocken, wegen seiner hohen Lage wurde der Schnee von dort weggejagt und man konnte im Winter darauf nicht fahren. Auf dem Winterwege aber fuhr sich eine hohe Schneebahn auf und diese hielt bis ins Frühjahr hinein. Thaute endlich die Winterbahn fort, so war auch schon der Sommerweg trocken. Auch dieser war weder begraben noch bepflanzt und bei dem damaligen geringen Wert von Grund und Boden in der Regel 40 Fuß breit, sodaß mindestens 5 schmalspurige Wagen nebeneinander fahren konnten und dem Ausweichen nirgends ein Hindernis begegnete. War der Weg schlecht, so fuhr man nebenan auf den Acker, der in der Regel erst im Spätherbst bestellt wurde.

Diese idyllischen Zustände dauerten bis zur Separation 1830 und etwas später, wurden aber durch die Separation zerstört. Der Grund und Boden, der bis dahin der Herrschaft gehörte, wurde freies Eigentum der Bauern. In 6–8 Jahren wurden in hiesiger Gegend fast alle Ortschaften separirt, viele neue Besitzer bauten sich außerhalb der Dorfslage auf ihren neuen Plänen aus, meist auf den bisherigen Hinterländereien. Eine neue Benutzungsart des Bodens trat ein, die Dreifelderwirtschaft wurde durch die Mehrfelderwirtschaft ersetzt, Gräben wurden gezogen, die hohen Wiesen zu Ackerland umgewandelt. Das bisherige Hinterland, die Weide und das Gesträuch darauf verschwand. Damit wurden auch die bisherigen Winterwege zerstört. Bei der Separation

mußten als Zugänge zu den Ausbauten zwar viel mehr Wege ausgeworfen werden, allein diese waren nun nur 1½ bis 2 Ruffen breit und wurden meist gerade gelegt, sodaß sie auch über Wiesen und tiefere Stellen führten.

„Der Uebergang ist immer etwas angreifend“ sagte der Mal, als man ihm die Haut abzog und ihn in Stücke schnitt. So auch hier. Ich habe auch die alten Fußstege von hier nach Darkehmen gut gekannt, den Winterweg und die Sommerstraße in ihren Krümmungen und ihrer Breite gesehen und weiß, daß die Wege und der Steg möglichst gut zu passiren waren. Als die neuen schmalen Wege angelegt wurden, kümmerte sich die Wegepolizei um dieselben gar nicht. „Wenn der Bauer nicht muß, regt er nicht Hand, nicht Fuß“, sagt ein altes Sprichwort. Auf dem Wege von hier nach Zodichin war keine Drumme, von hier befanden sich jage zwei Drummen. Seitengräben gab es nicht. So ging es bis etwa 1850. Der Landrat v. Schirmmeister*) griff endlich durch. Drummen wurden gelegt und Seitengräben gezogen. Der sterile Lehm aus den Seitengräben wurde auf die Wege geworfen und die meisten Communicationswege sehr verengt, daß zwei Wagen darauf kaum vorbeifahren konnten. Dadurch wurde ein erschrecklicher Zustand herbeigeführt, welcher bis zum Bau der Chaussee andauerte. Oft im Frühjahr und Herbst oder sonst bei nassem Wetter mußten beladene Fuhrn andere Wege aufsuchen. Nicht selten kam es vor, daß man um den Arzt zu holen, von Angerapp nach Darkehmen ein vierspänniges Fuhrwerk senden mußte. Leider vergaß man immer etwas Kiez auf die Wege zu fahren. Erst unter dem Landrat von Gohler**) wurden Chausseen gebaut und erst dadurch sind wir in denjenigen Zustand zurückversetzt, in welchem mir uns vor der Separation befanden, als es noch Sommer- und Winterwege gab.

Die Straße über Christiankehmen hatte vor etwa 60—100 Jahren noch eine größere Bedeutung als heute. Denn einmal führte die Plektsche Landstraße, bevor Darkehmen erbaut war, durch unsern Ort auf Thalau, wo der Uebergang durch die Angerapp stattfand. Sodann war das ganze Amt Weedern auf Holz aus der Stalkischer Forst angewiesen, wovon fleißig Gebrauch gemacht wurde, auch bestand die Verpflichtung, jedes Fuder Holz und jedes Stück Langholz in dem nebenan belegenen Forstamte anzumelden, weshalb im Winter die ganze Umgegend von Weedern, Bogrimmen und Dinglaufen unsern Ort passirte. Dieses großen Verkehrs halber hatte man den großen Krug mit seiner gewaltigen Einfahrt erbaut.

— — — — Es ist erster Weihnachtsfeiertag. Wir hatten gelinde Kälte und schöne Schlittbahn. Da stand ich an meinem Fenster und ließ die erste Weihnachtsschlittensfahrt zur Kirche (Szabienen), die ich 1829 mitgemacht habe,

*) Heinrich von Schirmmeister, geb. 1817 zu Staneitschen, Landrat des Darkehmer Kreises 1852 bis 1864.

**) Gustav von Gohler, geb. 1838 in Naumburg a. S., wurde im Januar 1865 mit der Verwaltung des Landratsamts betraut, versah dasselbe bis 1. August 1874, war als Hilfsarbeiter in das Ministerium des Innern berufen, wurde 1878 bis 1891 Oberverwaltungsgerichtsrat, Unterstaatssecretair und Cultusminister, seit 1. August 1891 Königl. Oberpräsident von Westpreußen.

in Gedanken an mir vorüberziehen. Ich sah damals, wie unser Schlitten auf dem Wege nach Sodarren so weit zwischen den gehegten Stöckelzäunen fuhr, bis die Gärten und Zäune aufhörten, sodann links vom Wege abbog, bei Sodarren die Brücke rechts ließ und den Winterweg verfolgend nach Szabien fuhr. Vor und hinter uns folgten in einiger Entfernung andere Schlitten. Denn Weihnachten am ersten Feiertage mußte jeder zur Kirche fahren. Auf der Rückfahrt bildeten die 16 Christiankehmer und vier Stumbrakehmer Schlitten eine geschlossene Reihe, die in schnellem Trabe dahinfuhr. Eines vermiße ich an jenen, was gegen die heutige Fahrt sehr absteht: es ist kein Glockengeläute zu hören; die Polizei hat dasselbe erst in den dreißiger Jahren angeordnet.

Ich habe Zeit, ich reise nicht zur Kirche, mir ist es dort bereits zu kalt; ich stehe daher noch lange vor dem Fenster und denke an die Fahrt vor 45 Jahren. Heute fuhren keine 16 Schlitten zur Kirche, aber doch noch einige; aus meiner Wirtschaft zwei. Wo ist das Christiankehmen von damals und was war das damals für eine Fahrt! Endlich ist die Zeit da, wo die Kirche aus ist. Da kommen die Schlitten angefahren, aber nicht den Winterweg, sondern den Sommerweg; denn es giebt nur diesen allein. Aber es ist kein Wettjagen, sondern ein ruhiges Fahren, obwohl auch noch 12 Schlitten beisammen sind. Welch' Glockengeläute, welche Pferde und welch' Geschirr auf ihnen! Es sind nicht mehr die kleinen preußischen Pferde, zottig und mit starken Knochen, nein, diese Pferde sind edel und glatt von Futter, Pflege und vom Puzen. Wie einfach war früher das Geschirr! Die Siehlen bestanden aus Hanfgurten, selten aus Leder, hatten nur Brust- und Rückenstück, die durch ein Band in den Ecken zusammengehalten wurden. Das Rückenstück besaß nie ein Rißen; der Zaum war von Stricken gefertigt. Die Leine war nur für ein Pferd bestimmt, wurde mit dem Zaumzügel ausgebunden und war von Hanf. Selten hatte man Kreuzleinen. Heute glänzt das Geschirr im Sonnenschein und glitzert gleich den Schneekristallen, die eben von der Sonne freundlich beschienen werden. Im Jahre 1829 hatte kein Bauer solches Geschirr und solche Pferde. Diese zwei Pferde von heute, der Schlitten und das Geschirr auf ihnen ist aber auch mehr wert, als damals der ganze Hof des Bauern. Schlitten und Wagen haben sich sehr verändert und sind viel eleganter geworden. Früher besaß jeder Bauer 4-5 kleine Pferde, zwei Schlitten und zwei lange Arbeitswagen. Einen kleinen Wagen besaß Niemand. Wurde zur Kirche, zu Markt oder zu Besuch gefahren, so wurde der große Wagen verkürzt, indem man kleine Leitern aufsteckte. In älterer Zeit hatten die Bauern in der Regel nur hölzerne Puffwagen (mit Vollrädern?), allenfalls führte man auf größeren Reisen Reserveräder mit Reifen mit. Die ersten eiserachsigen Wagen habe ich im Orte 1852 machen lassen; jetzt giebt es nur wenige hölzerne Achsen. Alles, was sich am Wagen aus Holz anfertigen ließ, war hölzern; die sog. Visringe*) waren aus Weidenstrauch zusammengewunden.

*) G. Visring ist der Ring, der die Wagenrunge mit dem Visstock verbindet.

Im Jahre 1830 besaßen zuerst mein Vater und der Schulze Schneck je einen kleinen Wagen nebst separatem Geschirr dazu; als der Wohlstand stieg, schaffte sich jeder Besitzer einen solchen kleinen Wagen an. Ich habe bemerkt, daß sich besonders seit 1871 das Fuhrwerk noch mehr verfeinert hat. Die Menschen in ihrer äußeren Erscheinung, ihrem „Staate“, sind diesem Fortschritt, wenn es überhaupt ein solcher ist, nicht ganz gefolgt. Wird das immer so weiter gehen? Und wenn das der Fall ist, wie wird es nach zehnmal vierzig Jahren bei uns aussehen?“

Die Wirtschaft.

„Der Winter ist vorüber, es ist Mitte April. Das Viehfutter ist schon ziemlich knapp geworden. In älterer Zeit mußte viel Betriebsvieh gehalten werden, weil außer dem eigenen auch das Domainenland bearbeitet werden mußte. Diese Bearbeitung erstreckte sich auf das Einackern des Sommergetreides, das Pflügen und Streuen des Düngers, Ernten und Einfahren des Getreides, auf die Heuernte, die Anfuhr von Holz zur Unterhaltung der Domainengebäude, des Brennholzes zum Bedarf des Amtes Weedern, sowie auf das Verfahren des Getreides nach Insterburg und Königsberg.*)

Mancher lässige Wirt jammerte also schon über Futtermangel und blickte sehnsüchtig zum Himmel, daß er zu Georgi Weide wachsen lassen möchte. Schweine und Schafe werden wohl schon auf ein paar Stunden ausgetrieben, doch der **Dorfschirte**, eine damals sehr wichtige Person, hatte noch nicht seinen Kommandostab**) ergriffen, um mit seiner Heerde auszuziehen, sondern pflegt hinter dem Ofen des Wirts der Ruhe; denn erst Georgi (Zurginne, der 23. April) ist der Tag, an welchem sein Amt beginnt, um zu Katharina, am 25. November, zu enden.***)

Bei den Schweinen und Schafen aber trolten sich jetzt sechszehn teils größere, teils kleinere **Jungen** und vertreiben sich, da sie nichts besseres thun konnten, mit allerlei Spiel und Kurzweil die Zeit. Der Bauer mit dem Knecht und dem Kosmann setzen die Zäune in Stand, deren es damals eine große

*) Ueber den Inhalt des Scharwerkes vergl. Horn, Verwaltung S. 480—489.

**) G. Bei dem Kommandostab denkt Tributeit sicherlich an den sogenannten Klingerstock, einen starken kurzen Stock, an welchem ein gekrümmter Eisenstab parallel zum Stock befestigt ist. An diesem Eisen sitzen kleine Metallscheiben, welche, wenn der Stock aufgestoßen wird, ein stark klingendes Geräusch verursachen. Das Vieh kennt die durch Aufstoßen des Stockes gegebenen Signale. Gehorcht es nicht, dann bedient sich der Hirt des Klingerstockes als Wurfswaffe.

***) Ueber eine solche besondere Bedeutung des Hirten ist bisher nichts bekannt gewesen. Denn die einzigen Quellen der alten Littauerbräuche, die wir angegeben haben, erwähnen des Hirten an keiner Stelle. Das Hirtenamt steht in alten Zeiten in enger Beziehung zu dem Königtum, siehe auch Brätorius S. 34. Der Arieue führt den Krumstab und bannt den Wolf, wie die Priester (Waldenings) die Geister bannten.

Zahl gab. Denn es mußten nicht nur die Gärten ordentlich bezäunt werden, sondern auch die Felder, deren es damals drei in jedem Dorfe gab, mußten eingezäunt werden, desgleichen ein Roggengarten*), in welchem nachts die Pferde aufbewahrt wurden; denn von Stallfütterung wußte man damals nichts.

So kam der Tag vor Georgi, der 22. April, heran. Wohl dem Dorfe, das dann einen Hirten hatte, der es verstand „den Wolf von der Herde zu bannen“. War kein solcher oder sonst niemand im Dorfe vorhanden, der es verstand, so kostete der 22. April dem Dorfe viel Geld. Denn ein solcher Sachverständiger mußte um jeden Preis und aus jeder Entfernung herbeigeschafft werden.

Am 23. April nun wurde das gesamte Vieh ausgetrieben, wenn auch nur auf einige Stunden, „um den Wolf zu bannen.“ Ben da ab wurde meistens das Austreiben regelmäßig fortgesetzt und das Vieh mußte sich wohl oder übel auf der Weide nähren. Die Raubtiere wurden, wie das Wolfsbannen zeigt, sehr gefürchtet; ihre Dreistigkeit war sehr groß und sie richteten in den Herden großen Schaden an.

Die Förster stellten zur Abhilfe Wolfsjagden an. Wenn in der Winter- nacht früh Schnee gefallen war, mußten die Ortschaften auf 1–2 Meilen Entfernung von der königlichen Forst auf die Hufe einen Mann oder Jungen als Treiber nach dem Forstamt Stalischen senden. Hatten die Förster dann die Fährte des Wolfes gespürt, so wurde das Jagden mit Treibern besetzt und der Wolf auf die Schützen getrieben. Auf solchen Jagden, deren viele ich als Treiber mitgemacht habe, wurden zuweilen drei Wölfe erlegt. Um's Jahr 1840 sind die Wölfe aus der Stalischer Forst verschwunden.

Am Abend des 23. April nun, wenn das Wolfsbannen vollzogen und die Herde heimgesetzt war, wurde dem Hirten sein Lohn zur Hälfte „geschüttet“. Derselbe erhielt pro Jahr und Hufe einen Scheffel Roggen und einige Naturalien, die Hälfte zu Georgi, die andere Hälfte zu Katharina. An demselben Abend wurde festgestellt, wo gefüt und wo geschont werden sollte, wie viel Vieh jeder austreiben dürfe und wie viel für das etwaige Mehr gezahlt werden mußte. Von diesem Mehr wurde die Hälfte sofort baar bezahlt, und ein Teil davon alsbald in Branntwein vertrunken. Viel Köpfe, viel Sinne, sagt Culenpiegel. Sechszehn Bauern, der Schmied, der Schulmeister, etwa 10 Losleute und einige Knechte kamen zusammen. Hatte der Branntwein diese Köpfe erhitzt, so waren wohl dreimal so viel Sinne da und jeder wollte zur Geltung kommen. Es wurde debattirt, dann gestritten, gescholten, endlich darauf losgeschlagen. Knecht und Losmänner hielten, wie Knappen, zu ihren Bauern. Stets gab es zwei Parteien im Dorfe. War die Schlägerei begonnen, so endete sie nicht eher, als bis eine Partei eine gehdrige Tracht Schläge erhalten hatte, hinausgeworfen und ihr die Pelzjaden in Fegen gerissen waren. An Klagen oder Prozeßiren dachte Niemand. Wer die Prügel erhalten hatte, ging schweigend nach Hause und hoffte sich am Katharinentage zu revanchiren. Kam dieser Tag dann heran und wurde wieder dem Hirten geschüttet, so er-

*) G. Nur das zum Hüten benutzte Brachfeld mußte eingezäunt werden.

schien die geschlagene Partei in neuen Pelzjacken mit einigen kräftigen Knechten und Loßleuten, und wenn der Branntwein die Geister belebt hatte, so nahm die früher geschlagene Partei nunmehr glänzende Revanche, und die früher siegreiche zog nun geschlagen mit gesenkten Majen daheim. Gab es aber einen Streit nach außen, mit einem andern Dorfe, so waren beide Parteien ein Herz und eine Seele, und nie hat man gehört, daß die Christiankehmer sich gegenseitig im Stiche gelassen hätten. Auf den Königsberger Reisen, deren jährlich 4 bis 8 unternommen wurden, wurden die Christiankehmer zuweilen von den Medunischer oder Szabiener Bauern angegriffen, doch wurden diese von ihnen in Darkehmen, Muldszen oder Zimmau stets tüchtig zer schlagen. Nie habe ich gehört, daß die Christiankehmer unterlegen seien. Daber waren diese sowie die Wiefischer Bauern unterwegs am meisten gefürchtet, und man begegnete ihnen überall mit gebührendem Respekt. Wo sie erschienen, wurde alles still und unterwegs wurde ihnen aus dem Wege gefahren.

Bald war die Frühjahrsarbeit bestellt, Hafer und Erben zugesät — Kartoffeln wurden nur wenig im Garten gepflanzt —, auch die Acker des Amtsvorwerks Höfeningen bestellt, und es trat eine kleine Pause ein. Das Pflügen und Eggen ging, dank dem Wetteifer unter den jungen Leuten, schnell von Statten. Es wurde auch nicht so tief gepflügt, als heute, nicht alles gestürzt, Querpflügen kannte man nicht. Auch besaß man viel Ungepann zu solchen Arbeiten: jeder Bauer hielt 4 Ochsen und 5 Arbeitspferde, welche in der Regel in vierzehn Tagen das ganze Sommerfeld zueackert hatten. Die Brache wurde bis Johanni zur Weide benutzt. Die Zeit der Ruhe bis dahin benutzte man zum Repariren der Zäune, auf deren guten Stand man sehr strenge hielt.*) Auch wurde das im Winter aus den Wäldern geholte Holz, das jetzt trocken geworden war, zer kleinert und zu Markt nach Darkehmen gebracht, zuweilen auch noch in den Wald nach Holz gefahren. Torf kannte man noch nicht. Endlich fuhr in der Pause dieser oder jener nach Königsberg.

In den Jahren 1807—1823 wurde in Christiankehmen auch viel Kalk gebrannt; viele Spuren von Kalkgruben sind an den Ufern der Angerapp noch erkennbar. Auch diese Arbeit fiel in die Pause. Das in großem Umfange betriebene Kalkgraben gab unserem Orte ein reges Leben, wie es wohl nur zu derjenigen Zeit bestand, als Bartel den Wald rodete.**)

Sobald das Sommerfeld bestellt war, zog alles Mannbare, Wirt, Knecht, Loßmann und Junge auf die Wingis und grub Kalk; 50—60 Mann waren darin thätig, fast als grüben sie Gold in Californien. Der Boden wurde wie

*) In manchen Gegenden, z. B. in Gerdaunen, waren dazu besondere Aufseher bestellt, die sogen. Feldherren.

**) G. Der Kalk steht nicht als Gestein an, sondern besteht aus sogenannten Lesekalken, abgerundeten Steinen, welche als Geröll in den oberen Erdschichten oft in großer Menge vorkommen.

von Maulwürfen durchwühlt, jeder wollte den andern übertreffen, jeder seinen Kalkofen zuerst gefüllt haben. Mittags brachten die Mädchen das Essen, dann wurde geschert und gelacht, später in der Angerapp gebadet und Abends nicht selten in großer Gesellschaft nach Thalau oder sonst auf die Bleiche gegangen. Derjenige Bauer, welcher Kalk hatte, brannte ihn sofort und brachte ihn zum Verkauf, meist nach Königsberg. In einem Ofen wurden 12–14 Tonnen gewonnen, in zwei Wagen nach Königsberg geschafft und die Tonne zu 2–3 $\frac{1}{3}$ Thaler verkauft, womit fleißige Wirthe, die jährlich 4–5 mal Kalk brannten, den Domainenzins ablösten.

War das Kalkbrennen vorbei, so traten die Jungen in Funktion. Außer Knecht, Magd und Loßmann, die damals jeder Wirt halten mußte, war nämlich zu jeder Wirtschaft ein Junge unbedingt erforderlich. Diesem wurden die Pferde Sommer über anvertraut. Im Winter hatte diese der Knecht unter sich, im Sommer gehörten dieselben den Jungen. Die gesammte Arbeit der Pferde, das Eggen, Fahren und Hüten war Sache der Jungen. Hatten die Pferde am Tage auf dem Felde gearbeitet, so wurden sie Nachts im Hegeroßgarten gehütet; hatten sie am Tage nichts zu thun, so gingen sie mit dem Vieh auf die Brache, Nachts aber in den bezäunten Roggärten, den Wingis. Dort kamen dann 16 Jungen zusammen, zündeten sich ein großes Feuer an und brachten die Nacht an demselben zu. Morgens wurden die Pferde wieder zum Vieh gebracht, und die Jungen gingen an ihre Arbeit. So kam es, daß vom Frühjahr bis zum Herbst weder das Pferd in den Stall, noch der Junge in's Bett kam. Pferde und Jungen gehörten so zu einander, daß man sagte „in Littauen bringt jeder Junge, wenn er zur Welt kommt, schon einen Zaum mit.“

Daß unter solchen 16 Jungen, unter denen manche bemoste Häupter und aus fernen Dörfern her waren, sich durch das Zusammenleben bei Tag und Nacht ein Corpsgeist bildete, und ein munteres, frisches Leben herrschte, das nicht selten in Uebermut ausartete, läßt sich denken. Diese Jungen genossen daher manchen Vorzug. Pfingst-Heiligenabend mußte jeder Junge eine gewisse Anzahl Eier, ein gutes Stück Speck nebst Branntwein und Fladen erhalten. Dann bucken die Jungen Nachts am großen Feuer Pfannkuchen und lebten vergnügt, oft in Gesellschaft von Gästen aus andern Dörfern.

Oft zäumten die Jungen Nachts ihre Pferde auf, suchten die Jungen anderer Dörfer auf und fielen (wie die Beduinen) plötzlich über diese her, zerhauten sie mit langen Peitschen oft empfindlich, um dann spurlos, wie sie gekommen, zuweilen unerkannt, wieder fortzuströmen. Bis Hallwischen, dreiviertel Meile weit, sollen sie so geritten sein. Im Herbst arleten diese Züge der Jungen zu einer Art Raubzügen aus. Mancher Obstgarten mit schönem Obste wurde, nachdem der Wächter durch Peitschen verjagt, erstürmt, das Obst geschüttelt, in Säcke verpackt und auf die Pferde geladen. Wenn der Beraubte erichien, waren die Jungen bereits über alle Berge. Oder es wurden aus fremden Dörfern Gänse geraubt. Man fing sie, indem man an das Ende der langen Peitsche einen Knopf band, diese (wie einen Lasso) um den Hals der

Gans schlug, diese auf's Pferd zog, dann rupfte und am Feuer des Roßgartens, nachdem man sie mit Lehm beklebt, auf einem Stöck briet.*)

Zu Johanni (24. Juni) gieng ans Düngerfahren. Es wurde Krawul (Dorfversammlung, die mittelst des herumwandernden Krawulstodes berufen wurde) gehalten, und der Tag des Fahrens darin bestimmt. Die Wagen standen bereit. Früh Morgens, wenn die Lerche zu singen begann, waren die Jungen mit den Pferden da. Es wurde angespannt; Wirt, Wirtin, Loßmann und Loßfrau luden den Dünger, der Junge fuhr, die Magd streute, der Knecht pflügte. Nun war der Junge in seinem Elemente. Jeder der 16 Jungen wollte die meisten Fuder fahren. Dieses Fahren mit dem vollen Fuder, das schnelle Abladen des Düngers, die Aufnahme der Bretter, das Zurückfahren mit leerem Wagen, das Umspannen auf dem Hofe — wie das alles auf einander folgte, zu beschreiben ist unmöglich; man muß es gesehen haben, was ein Junge zu leisten vermag, wenn er in seinem Elemente ist und etwas leisten will. Der Bauer hatte nur immer zu bitten, ihm nicht den Wagen zu zertrümmern.

Es war Regel, daß in die Gegend des alten Kirchhofes täglich einige dreißig Fuder Dünger gefahren wurden. Auf diese Art war in längstens fünf Tagen die Düngersfuhr beendigt. Wer das letzte Fuder fuhr, schmückte dasselbe durch Einstecken einer Klapper. Zwei Tage später war die Brache zugesät, nach einigen Wochen wurde sie geggät und dann in Rücken gepflügt. Wehnlich ging es mit dem Hauen des Grafes. Ein Tag wurde bestimmt, um das Gras im Winterfelde, ein anderer dasjenige im Sommerfelde zu mähen. Ein anderer Tag wurde zum Kornschneiden bestimmt. Zu letzterem wurde Hilfe aus den umliegenden Dörfern geholt und andererseits diesen wieder geholfen.***) Auch an diesen Tagen wetteiferten die Leute bei der Arbeit mit einander. Das Sommergetreide wurde ebenfalls schnell gemäht und eingefahren.***)

*) Diese Art des Bratens ohne Gefäß ist gewiß die älteste. (Vergl. Lippert, Culturgeschichte I S. 250 ff.) Eine ähnliche Art zu braten findet sich noch heute in Littauen. Pfarrer Hahn (er starb 1892 in hohem Alter, nachdem er lange Zeit als Seelsorger in Popelken gewirkt hatte) erzählte, daß seine Mutter, eine Lehrerin, den Schinken, wenn sie ihn recht saftig haben wollte, ringsum stark mit Brodteich beklebte, und so in seinem eigenen Fette geschmort habe. Ein anderer Lehrer habe sich junge Tauben mit Vorliebe in der Asche gebraten, wie es im Herbst noch oft mit den Kartoffeln nachgeahmt wird. Herr v. Höpfer bemerkt hierzu: „Auch heute noch wird in Littauen vielfach der Schweineschinken in einer Hülle aus grobem Brod gebacken. Ich kann dieses Gericht auf das Wärmste empfehlen“.

**) Dies ist das zuweilen noch jetzt übliche Schneiden des Kornes auf „Tall“ d. h. aus nachbarlicher Gefälligkeit, umsonst, gegen eine kleine Schmauserei. Im zwölften Abschnitt erzählt Tributeit von seinem Vater, daß dieser bei Nachbarn Futter gegen eine kleine, gleichfalls in Futter bestehende Vergütung geschnitten habe.

***) Von den Festen, die bei dieser Gelegenheit gefeiert wurden und den alten Hörmlichkeiten beim Kornschneiden weiß T. nichts mehr. Vergl. Praetorius S. 52—62.



Zwischen diesen Arbeiten wurden die Scharwerkdienste anfangs nach Grünwalde, später nach Nöseningen*) geleistet. Am Sonntag nach Trinitatis 1804 hörte das Scharwerk auf. Lange vorher schon waren die Bauern einmal ins Amt Weedern bestellt und befragt, ob sie vom Scharwerk befreit sein wollten? Nachdem sie sich berathen, erklärten sie beim Scharwerk verbleiben zu wollen, weil sie nicht wüßten, wo sie ihre Flinzen, ein Backwerk, welches ihnen die Frauen zum Scharwerk mitgaben, verzehren sollten. Abends zu Hause wurden ihre Frauen, als sie dieses hörten, zornig; die Bauern versuchten ihre Erklärung zu widerrufen, doch mißlang ihnen dieses.

Wenn die Feldarbeit vorbei war, trat die Winterarbeit ein; es wurde sehr früh und sehr in den Abend hinein gedroschen, sodaß mein Großvater sagte, wenn er Morgens bis zum Frühstück nicht zwei Lagen Getreide gedroschen habe, schmecke ihm das Frühstück nicht.

Catharinä wurde wieder dem Hirten geschüttet, und die Jahresrechnung gehalten. Spätestens bis Weihnachten mußte alles ausgedroschen sein. Weihnachten, am dritten Feiertag wurde stets im Amte das Getreide gesackt und Tags darauf damit nach Königsberg gefahren. Ebenso Otern. Außerdem fuhr jeder Bauer mit eigenem Getreide mindestens zweimal im Jahr dorthin, da in Justerburg kein Getreide gekauft wurde. Weiter fuhr man im Winter in den Wald und bereitete sich das Geschirr, lindene Tröge, Kubbeln, man flocht sich Bastische (Paresken), machte den Schlitten zurecht und was man sonst in der Wirtschaft brauchte, denn es wurde fast nie ein Handwerker gebraucht. Auch Graupe wurde gestampft und Korn gemahlen, bis der Frühjahr wiederkehrte.**)

Die heutige Pferdezucht datirt erst von der Separation. Keiner unserer Vorfahren hat solche Pferde besessen, wie sie heute allgemein sind. Die frühesten Pferde im Orte standen den heutigen sehr nach und waren von demjenigen Schlage, der noch heute in Masuren zu finden ist. Wahrscheinlich war diese Sorte von Pferden in der ganzen Provinz verbreitet und die ursprünglich einheimische. Diese waren 4' 7—9" groß, und verhältnißmäßig von starkem Körperbau. Der Kopf war groß und plump, der Hals kurz mit starkem, langem Wähnebehang, der Leib gedrungen und rund, der Schweif stark, die Haare dicht und ziemlich lang, die Beine kurz und dick.***) Es war ein Pferd, wie es für

*) G. Nöseningen war ein Vorwerk der ehemaligen Domaine Weedern, des Sitzes des Amtmannes. Zwischen beiden liegt Grünwalde, später vom Fiskus veräußert.

***) Das Korn wurde mit dem sogenannten Quirl (Quirdel in der Volkssprache) gemahlen, einer sehr ursprünglichen, aber noch heute hin und wieder in Gebrauch befindlichen Mühle. Sie besteht aus zwei horizontal auf einander liegenden Steinen, von denen der obere mittels eines beweglichen Stabes an der Zimmerdecke befestigt ist und gedreht wurde.

****) Dieser Typus deutet auf die Ukraine, wo solche Pferde noch heute sind, als die Heimat unserer altpreussischen Pferde, die übrigens hier oft verwilderten und in Wäldern lebten (Hennenbergers Landestafel).

die damalige Zeit nothwendig war, ein Pferd, das wenig Kultur und Pflege brauchte und große Strapazen ertragen konnte. Die heutigen Pferde würden bei den damaligen Verhältnissen verkommen sein. Man muß nämlich wissen, wie ein Pferd damals behandelt wurde. Im Frühjahr wurde das Futter den schlechten Wirten knapp, weshalb es recht oft vorkam, daß diese ihre Pferde bereits im April auf die Weide trieben, wo sie sich dann Tag und Nacht nähren mußten. Der gute Wirt wollte dem schlechten auf gemeinschaftlicher Weide nicht den alleinigen Nutzen gönnen und ließ seine Pferde auch austreiben. Auf der Weide blieben dieselben nun, soweit sie nicht zur Arbeit geholt wurden oder die Nacht im Rossgarten zubrachten, Tag und Nacht bis in den November hinein, gleichviel ob das Wetter gut oder schlecht, heiß oder kalt, naß oder trocken war. Im Winter mußten viele Reisen gemacht werden, teils nach Rothebude, um Holz für den eigenen Bedarf, das Amt oder den städtischen Rossgarten in Darkehmen zu holen, teils um Getreide aus dem Amt oder der Wirtschaft nach Königsberg zu schaffen. Jede Reise dorthin erforderte im günstigstem Fall vier, oft acht Tage. Man kann sich denken, wie das Pferd dabei weglam. Auf den alten Landstraßen konnte man sehr wenig laden und deshalb fand man der Fuhren oft urzählige auf der Straße. An ein gutes Unterkommen zur Nacht für's Pferd war nie zu denken. Die Einfahrten der Krüge faßten nicht die große Zahl der Pferde. Oft wurde bei Bauern in Kamputschen, Obicherninken übernachtet und nur bei starker Kälte oder Unwetter die Pferde zur Not in Scheunen oder Schauern untergebracht. Hafer wurde denselben nur auf größeren Reisen und auch dann nur wenig gereicht, in der Regel mußten sie sich mit Häcksel und wenig Heu begnügen. Die Pferdezucht lag dabei im Argen. Hengste, die von Staatswegen gehalten wurden, gab es damals nicht. Ich habe nur erzählen lassen, wie es mit den Pferden zur Zeit Friedrichs d. G. bestellt war. Es wurden damals die Pferde für die Armee aus dem südlichen Rußland bezogen. Im Frühjahr wurden Mannschaften von hier gemietet, um Pferde aus der Ukraine abzuholen. Ein alter Mann Junkschat erzählte mir, daß er in seinen jungen Jahren viele Pferdetransporte dieser Art habe bewirken helfen; er starb 1828 in hohem Alter.

Das Gestüt in Trakehnen hätte nie diejenigen Erfolge haben können, welche es erzielt hat, wenn nicht inzwischen die Befreiung des kleinen Grundbesitzes von allen Scharwerksdiensten, und die Separation eingetreten wäre. Denn erst nach diesen Veränderungen konnte jeder Besitzer seine Pferde weiden, füttern und schonen lassen, wie ihm beliebte. Auch halfen die seit 1833 in Darkehmen stattfindenden Fohlenmärkte sehr nach.

In der Rindviehzucht wurden nicht so bedeutende Fortschritte gemacht, wie in der Pferdezucht. Man hat ab und zu andere Racen Rindvieh importirt, doch sind dieselben nicht recht zur Geltung gekommen. Herr v. Fahrenheid-Angerapp war hier der Erste, der von der Dreifelderwirtschaft abging; die von ihm auf dem Vorwerk Sodarren eingeführte Zehnfelderwirtschaft besteht heute noch. Er führte die ersten edlen Pferde aus England, Rindvieh aus der Schweiz, sowie seine spanische Schafe ein, war auch der Erste, der den Kleebau und den Anbau anderer Futterkräuter, wie Timotheum, Wiesenfuchsschwanz

bewirkte und überall beförderte. Er stand nie an, seine Erfahrungen Anderen mitzuteilen, ihnen zu helfen und sie zur Nachahmung aufzumuntern. Das schöne, große rotbraune Vieh, das er einführte, wollte indeß nicht recht gedeihen; die Kühe gaben hier wenig Milch, und die Mace wurde von Geschlecht zu Geschlecht immer mangelhafter, so daß sie jetzt kaum zu erkennen ist. Im Allgemeinen ist das Rindvieh nicht viel besser, größer und schwerer, die Kühe sind namentlich nicht milchreicher geworden, als vor der Separation.

Die Schafzucht hat sich auch nur wenig gehoben. Die früheren Schafe waren kleiner, feiner und hatten kurze, harte, aber nicht reichliche Wolle."

Die Baulichkeiten*).

„In der Regel bestand jedes Gehöft aus einem Wohnhaus, einem Stalle, einer Scheune und einer Klete. Das Wohnhaus, aus Holz mit Stroh gedeckt, hatte vom Hofe aus seinen Eingang, welcher in der Mitte der Längsseite lag. Man tritt zunächst in einen kleinen Flur, dann geradeaus in die Küche, rechts in die Wohnstube des Wirts, links in den Pferdestall.

Die Wohnung des Wirts bestand aus einer großen Vorderstube, einem Hinterstübchen und einer Kammer. In der Vorderstube befand sich der Kamin zum Kochen, das Bett des Wirts, der Mädchen, der Kinder, ein Tisch sowie sämtliches Haus und Küchengerät. Im Hinterstübchen („hinter dem Ofen“) wohnte gewöhnlich ein Losmann oder der gemeinschaftliche Dorfshirte, der von den Wirten reihum, je ein Jahr lang, gehalten wurde. In der Kammer befanden sich die Kleider und Fleischvorräte. Hinter der Küche befand sich gewöhnlich noch eine Kammer, zu welcher der Eingang durch die Küche führte. In dem Pferdestall, in welchen auch noch ein Eingang vom Hofe aus führte, standen die Pferde, auch hatte der Knecht dort sein Bett (das an der Decke hing, die sogenannte Hoge). Bei großer Kälte, oder wenn Knecht und Magd „sich wußten“, wurde dasselbe in die Stube gebracht. Die Stuben waren so niedrig, daß man sich, besonders in alten Häusern, unter den Balken bücken mußte. Die Fenster hatten nur einen, aber sehr breiten Flügel, der nicht wie heute mittelst Haken und Krampen geöffnet und geschlossen wurde, sondern in

*) Die ältere Bauart der Littauer, über welche besonders Prätorius berichtet, ist bereits verlassen und ist solideren Verhältnissen gewichen. „Sie bauen“, sagt Prätorius S. 107 ff, „ein Haus, das sie des Sommers für sich und den Gast haben; ein apartes Haus für Kinder, Gefinde und Jungvieh, das man Rauchhaus nennet, worin kein Ofen, in dessen Mitte aber ein etwas erhöhter Estrich geschlagen ist, Feuer darauf zu halten. Sie bauen aparte Kammern, vom Wohnhaus abgeondert, die teils zu Getreide, teils zu Speisevaaren, teils zur Verwahrung ihres Besten eingerichtet sind. Solche werden Kleten genannt. Sie haben ihre maltuwen, das sind besondere Mahlhäuser, worin sie mahlen und Brot backen. Außer vielerhand Ställen und Scheunen haben sie auch Laugen, worin sie das auszureichende Korn vermittelst einer gewissen Kammer, darin ein von Feldstein gemachter Ofen eingeheizt wird, dörren und ausdreschen. Auch haben sie besondere Badstuben.“ Beral. Lepner (1690 Pfarrer in Budwehnen) Littauerbrauch, Danzig 1744 bei Müdiger. S. 70 ff und S. 139 ff, sowie Rippert, Kulturgeschichte II S. 166 ff „das Haus“.

einem Rahmen (Salz, seitwärts innen) auf und zugeschoben wurde. Der Ofen war mächtig breit und wurde mit grünem Tannenreisig geheizt, das kurz gehauen und mit Stroh zu kleinen Bündeln, sog. Kulekles, gebunden, abends zum Trocknen in den Ofen gelegt wurde. Solcher Kulekles wurden Abends vier hineingeschoben und morgens fünf nachgeschoben. Von meinem 7. bis 12. Lebensjahre habe ich nach der Schule abends solcher Kulekles 9 hauen und binden müssen, wobei mir die Hände trotz der benutzten Handschuhe oft bluteten. Die Handschuhe*) zerrissen dabei oft und mußten abends von mir gestickt werden. Nach dem 12. Jahre mußte ich abends noch Vieh füttern, worauf mein jüngerer Bruder an meine Stelle rückte und Kulekles machte. Als in den 1840er Jahren Torf in Gebrauch kam, hörten die Kulekles auf; früher brannten die Bauern sie ausschließlich.

Vom Stall und der Scheune des frühern Bauern ist nichts besonderes zu sagen**); die Scheune hatte nur eine Tenne.

Das „Klätte“ bestand aus einem ca. 24 Fuß langem und 18 Fuß breitem Gebäude. An einem Ende war ein Vorschauer, wie bei einer Schmiede, welches den Eingang nach einem verschließbaren Raum enthielt. Im letzteren hatten die Kinder des Wirts, insbesondere die erwachsenen Töchter ihre vorrätigen Kleider, Wäsche u. a. Sachen. Im Sommer wurden auch Gäste darin untergebracht und mit ihnen dort gegessen.

Bevor ich nunmehr die Beschreibung des Dorfes beende, muß ich der Schule gedenken, welche hier im Ort schon alt, wahrscheinlich unter Friedrich Wilhelm I. ca. 1730 gegründet ist. Das alte Schulhaus, in welches ich noch gegangen bin, stand nicht ganz auf derjenigen Stelle, auf welcher das jetzige 1837 erbaute sich befindet, sondern südlich davon mit der Längsfront gegen die Dorfstraße. Das Gebäude war, wie alle Bauernhäuser aus Holz erbaut, hatte eine große Vorderstube, welche als Schulstube benutzt wurde. Von ihr gelangte man durch eine Thür in die Stube des Lehrers. Vieh- und Holzstall befand sich unter einem Dache mit dem Wohnhause. Einen Schauer besaß der Lehrer nicht. Den jetzigen kleinen, aber sehr hübschen Garten hat erst der letzte Lehrer Rogowski angelegt. Früher war der größte Teil des einen fulmischen Morgen großen Gartens, wie die übrigen Bauergärten mit Kirsch- und Pflaumengebüsch und dazwischen stehenden Kernobstbäumen bewachsen. Der ganze Garten war umzäunt. Nach der Erinnerung der ältesten Leute war der erste Lehrer Lamberger. Hinter dem Schulgarten, da wo sich jetzt eine gute Wiese befindet, lag früher ein Teich. Derselbe muß vor langen Jahren einst künstlich angelegt sein, und zwar derart, daß hinter dem Schulgarten ein großer Damm geschüttet, und für das überflüssige Wasser um den Schulgarten herum nach dem alten Abflußgraben eine Abzugsrinne geschaffen war. Ich

*) Noch heute bedienen sich die Bauern solcher, aus roher weißer Wolle gestrickter Fausthandschuhe. Auch hat man ebensolche Pelzhandschuhe, die der Verfasser benutzt zu haben scheint.

***) als daß vor den Ställen sich dicht vor den Thüren ein Holzgebege befand, in welchem die Fütterung stattfand, so daß sich in den Ställen Krippen wohl nicht befanden.

habe noch vor 1830 jenen Abflußgraben gekannt, von dem sich in meinem Garten noch jetzt die Ausmündung erkennen läßt; auch der Damm ist noch zu erkennen. Nach dem Abflußgraben zu urtheilen, muß der alte Teich mindestens 8 Morgen (2 Hektar) groß und ziemlich tief gewesen sein. Auch soll derselbe sehr fischreich gewesen sein.*) Der damals offiziell so genannte „Schulmeister“ war ein so großer Freund des Fischens in diesem Teich, daß er Schule und Handwerk vergaß und Tag und Nacht fischte, worunter seine Füße in alten Tagen sehr litten. Wenn die Bauern ihm Vorwürfe darüber machten, daß er ihnen die Fische sammt der Brut wegfiße, so soll er erwidert haben, daß es ihm nicht sowohl um die Fische, als um die Suppe daraus zu thun sei; Grund genug, auch die allerkleinsten Fische zu fangen. Er sagte, und man rief es ihm oft nach „Föske wie Föske, aber de Soppke, de Soppke!“ Diese Fischerei des Lehrers verdroß die Bauern: sie ließen, sagt man, den Teich ab und machten eine Wiese daraus, ein Ereigniß, wofür ich freilich keinen Gewährsmann fand, obwohl noch viele Leute den Lamberger gekannt hatten.**)

Der Schule gegenüber bestand noch 1822 ein gemeinschaftliches Schmiedehaus und eine dazu gehörige Schmiede auf dem Unger. In Folge des damaligen Zunftwesens gab es in gewissen Orten bei uns besondere Schmiedegrundstücke, auf denen die Berechtigung zum Betriebe des Schmiedehandwerkes ausschließlich ruhte. In der Regel gehörten zu einer Schmiede mehrere Ortschaften; denn nicht jedes Dorf hatte eine Schmiede. Ähnlich war es mit dem Mühlenzwang, Christiankehmen gehörte zur Mühle Darkehmen***) und durfte nur dort mahlen lassen. Das alte Schmiedegrundstück hatte einen Garten im Dorf, und im Felde drei Morgen kuhn., nämlich in jedem Felde einen Morgen. Der Schmied hatte die Verpflichtung, gegen eine gewisse Naturalabgabe, capszism†) genannt, seitens der Bauern, deren gesamte Wirtschaft mit Schmiedearbeit zu versehen. Als nach Aufhebung des Zunftzwanges,

*) Vielleicht ist hier einer der künstlichen Karpfenteiche zu erkennen, der nach Freiberg (Ausg. von Meßlenburg S. 216) dem Bödenrod zugeschrieben werden; auch unfern des Stadtwaldes bei Insterburg befindet sich ein solcher, noch jetzt sogenannter Karpfenteich. Vergleiche Noßitz Haushaltungsbuch passim.

**) G. Karpfenteiche gab es früher allenthalben und auch heute zeigen sich die Reste auf vielen Wiesen und Feldern. Die Ritter ließen sich ihre Einrichtung angelegen sein. Mit der Einführung der Reformation und dem Fortfall der Fasten bedurften die Bewohner Littauens weniger der Fischspeisen. Außerdem schien die Nutzung der meist flachen Teiche als Wiesen meist lohnender. Aber noch im 18. Jahrhundert hatten die Karpfenteiche einen nicht unerheblichen Wert, wie ich z. B. aus einer Taxe der Grnitsburg'schen Güter (im Kreise Darkehmen) aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ersehen habe.

***) G. Die Darkehmer Wassermühle war die nächste königliche; die Klein-Szabiener Mühle lag zwar näher nach Christiankehmen, sie war aber als Bestandteil der Angerapper Begüterung adlicher Qualität.

†) G. Ich vermute, daß capszism polnischen Ursprungs ist. In littauischen Gegenden nannte man die Abgabe an den Schmied parlenk. Hierbei kann erwähnt werden, daß Christiankehmen auf der alten Grenzscheide von Littauen und Mahuren liegt. In dem Kirchdorfe Szabienen (litt. Zabienen) wurde bis in die dreißiger und vierziger Jahre in drei Sprachen gepredigt.

Verleihung des Eigenthums an die Bauern und Einführung der Gewerbe-
freiheit die Stellung des Schmied's zum Dorfe sich änderte und der Schmied
an seinem Grundstück ebenfalls Eigenthum erlangte und damit von jener Ver-
pflichtung natürlich entbunden war, auch die Naturalien als Lohn für seine
Arbeit beanspruchte, schien dem damaligen Schmied Raujock's mit Spottnamen
Kuppfe genannt — der Lohn für seine Arbeit zu gering und er steigerte die
Preise. Zur Arbeit konnte ihn nun niemand zwingen, wie es früher der Amt-
mann that, und so mußten sich die Bauern bequemen, mehr zu zahlen. Das
ging einige Jahre, bis der Schmied noch theurer wurde, obwohl es ihm gut
ging und er sich Land zukaufen konnte. Nun ging den Bauern plötzlich ein
Licht auf. Dreizehn Bauern traten zusammen, bauten eine gemeinschaftliche
Schmiede und richteten das alte Verhältniß mit einem neu engagirten Schmied
in Kontraktform wieder ein, so daß dieser sich gegen die bisher üblichen Na-
turalien zu allen bei denselben vorkommenden Schmiedearbeiten verpflichtete.
Kuppfe bedauerte den Bogen zu straff gespannt zu haben. Er wollte wieder,
wie früher gegen die Naturalien arbeiten, aber die Bauern waren auf ihn sehr
ergrimmt; nachdem er sich einige Jahre kümmerlich genährt, wurde sein Grund-
stück subhastirt und er zog weg. So lange nun die Bauern im Besitze ihrer
alten Grundstücke blieben, ging es mit der gemeinschaftlichen Schmiede ganz
gut; denn jeder hatte gleichen Besitzstand, dieselbe Anzahl Vieh und Pferde,
und so ziemlich gleiche Arbeit in der Schmiede; der gleiche Lohn war daher
angemessen. Als jedoch 1830 die Separation eingeführt wurde, und die Größe
der Bauerngrundstücke (nach der Bonität des Acker's) sehr verschieden wurde —
mein Vater erhielt 90 fulmische Morgen gutes Land, Keller dagegen 290 Mor-
gen Waldboden — gab es Zwist unter den Bauern und man verkaufte endlich
1838 die gemeinschaftliche Schmiede an den Schmied Magdorf und jeder mußte
sich mit ihm wegen des Lohnes besonders abfinden. Einige Zeit gab man noch
cap'szim, später lohten ihn alle in Münze. Der alte cap'szim bestand darin,
daß jeder Bauer dem Schmied Acker zu 1 Scheffel Hafer oder zwei Scheffeln
Kartoffeln gab, ferner 1 Scheffel Korn, 1 Scheffel Gerste, 1 Scheffel Hafer,
12 Silbergroschen zu Kohlenholz nebst einer Fuhre dazu, auch etwas Heu nebst
freier Weide für eine Kuh, ein Paar Schafe, Schweine und Gänse. Dafür
mußte der Schmidt alles, was an Schmiedearbeit vorkam, fertigen, nur für
das Aufziehen eines neuen Radreifens erhielt er 20 Silbergroschen extra.“*)

Die innere Einrichtung der Schule.

„Zu der Schulsocietät gehörten im 18. Jahrhundert noch die Orte Bag-
dohnen, Fodzen auch Fodzinn genannt, und Adamischken, eine halbe bis drei-
viertel Meile von Chr. entfernt. Die ältesten Leute aus diesen Orten, die ich
gekannt habe, waren nach hier in die Schule gegangen. Diese begann Catha-

*) Man darf daraus schließen, daß diese Arbeit erst nach Entstehung der
festen Cap'szimsätze nachträglich hinzugekommen ist. Radreifen werden hier be-
reits 1565 erwähnt. (Horn, Verwaltung S. 370).

rinä (25. November) und wurde Ostern geschlossen. Aus jenen entfernten Orten gingen die Knaben mit dem 10., die Mädchen mit dem 12. Lebensjahre an, die Schule zu besuchen. Der Unterricht bestand darin, daß der Katechismus und viele Lieder gelernt wurden. Geschrieben wurde nur von einigen wenigen Kindern und nur mit Kreide auf großen hölzernen Tafeln. Im Rechnen sollten die vier Spezies gelehrt werden, doch konnte mein Vater, der zu den befähigsten Kindern gehörte und später, als Lamberger 1796 starb, noch vier Jahre bei einem tüchtigen Lehrer Sabolowski, später Präzentor in Kleschowen, die Schule besucht hatte, während seiner Schuljahre es nicht dahin bringen, daß ihm klar wurde, daß $8-4=4$, $2 \times 4=8$ oder $4 \times 4=16$ sei. Erst nach den Schuljahren wurde ihm dieses durch eigenes Nachdenken deutlich. Weiteres wurde nicht gelehrt. Wie weit die geographischen Kenntnisse des Lehrers reichten, geht aus folgendem Faktum hervor. Bei einem Begräbniß warf jemand die Frage auf, ob denn Jerusalem und das gelobte Land auf Erden oder schon im Himmel sei? Der Lehrer Lamberger, seiner Profession nach ein Schneider, konnte keine Auskunft geben und bemerkte verdrießlich, es sei ihm noch nie eingefallen, hieran zu denken oder hiernach zu fragen. Er erkundigte sich beim Herrn Pfarrer danach und gab dann Tags darauf zur Antwort, es liege auf Erden, und zwar gegen Sonnenaufgang.*)

*) Beral. H. Braun alte und neue Bilder aus Masuren. 1888 S. 162 bis 176 und den dort mitgetheilten Stundenplan. Der Pfarrer Hahn (+ 1892), früher in Kopelken bei Mehlaufen im Amt, ein gründlicher Kenner der Litauer, dem Obiac mitgetheilt wurde, bezweifelte, daß diese Schilderung für den östlichen Theil des Landes zutreffend sei. Die älteren Lehrer seien meist studirte Präzentoren gewesen, die in der biblischen Geschichte sehr auf Befehd wußten. Sie bedienten sich meist Kambachs Ordnung des Heils, welches in Krauen und Antworten bestand. Herr v. Gohler bemerkt jedoch dementgegen, daß im Kreise Darkehmen die Präzentoren nur ausnahmsweise studirte Theologen gewesen seien. Nur in Darkehmen war der Präzentor als zweiter Prediger Theologe von Fach. In Ballethen war der Präzentor meist Kandidat der Theologie. In den Kirchspielen Tremben, Dombromken, Szabienen, Kleschowen, Wilhelmshera, Corvoren waren die Präzentoren fast ausnahmslos aus den Elementarlehrern hervorgegangen. Superintendent em. Koehler, hier, (geb. 1802, † 1892), welcher 1827 als Präzentor nach Wittupönen kam, bestätigt obiac Schilderung damaliger Schulverhältnisse im Allgemeinen als richtig. Das Rechnen wäre immer die schwächste Seite der Litauer, die im Gegensatz zu den denkkräftigen Polen, gemißigt sind, gewesen. Bei einem Examen, erzählt derselbe, forderte der Exorzist den Lehrer auf, die Kinder im Rechnen zu prüfen. Keine Antwort ist richtig. In seiner Anstalt bittet der Lehrer den Prüfenden, einen kleinen Knaben zu fragen und bemerkt: „De Kong vleit to treffe!“ Die Litauer fanden an der Schule wenig Gefallen. Pfarrer Donalies schilderte diese Geminnung treffend: Raifius ein Laffe, der kaum das Vaterunser im Kopf hat, sein Halbbruder desgleichen, der nicht zu sein im Stande, solche erdreisten sich gar, auf Lehrer und Schulen zu schimpfen. Wunderlich hört es sich an wenn die Beiden beginnen zu schwätzen. Einer, der all' seine Zungen ersieht, wie tölbische Manna, der ihnen alles erlaubt und in jealichem Stük fe verzärtest, zankt mit den Lehrern umher und hadert mit Kluchen und Schelten, wenn sie jenen einmal unvermeidlich den Hintern verisohlen. Dieser daazean mit Seele und Leib dem Teufel verfallen, tropia sich weizernnd die Kinder, die dummen zur Schule zu schicken, hat sich verschworen sie aufzuerziehen der Hölle zu Ehren. Raifius zankt ob des

Lamberger war ein Schneider und arbeitete stets auf seinem Tisch die Schneiderarbeit, während die Kinder lernten und aussagten. Das Ergebnis des Unterrichts war, daß die Kinder Gedrucktes lesen lernten, die fünf Hauptstücke memorirten, die ihnen jedoch vollständig unverständlich blieben, endlich den Katechismus und viele Lieder lernten. Im Schreiben brachte man es nicht weit. Papier, Dinte und Feder waren damals noch Luxusartikel, auch Schiefertafeln und Griffel kannte man in der Schule nicht. Diese Sachen sind erst in neuerer Zeit in Gebrauch gekommen. Bis 1840 schrieb man außerhalb der Schule mit dem Gänsekiel; die Stahlfedern waren zwar schon ca. 1835 erfunden, jedoch wegen der gegen sie herrschenden Vorurteile wenig im Gebrauch; man meinte, daß mit der Stahlfeder Geschriebene halte nur zehn Jahre vor und verschwinde dann vom Papier, auch sollten die Stahlfedern der Gesundheit der Kinder schädlich sein u. s. w. Als Schreibemittel war in jener Schule die schwarze hölzerne Tafel im Gebrauch, auf welche mit Kreide geschrieben wurde. Viele Kinder hatten aber nur ein weißes, glatt gehobeltes Ende Brett. Diese Tafeln benutzten die Kinder beim Nachhausegehen als Schlitten, indem sie auf ihnen den Berg hinabschurrten oder sich von andern Kindern darauf ziehen ließen. Mein Vater, Friedrich Tribukeit, hat bei Lamberger auch auf einer solchen Tafel geschrieben. Später bei Sabolowski lernte er auch auf Papier schreiben. Von einem grammatikalischen Unterricht war gar keine Rede und konnte es nicht sein, weil der Lehrer selbst davon keine Ahnung hatte. Trotzdem schrieb mein Vater später nicht zu fehlerhaft, wahrscheinlich, weil er durch aufmerksames Lesen einige Kenntnisse in der Rechtschreibung erworben hatte. Im Rechnen lehrte Lamberger nur die drei Spezies Addiren, Subtrahiren und Multipliciren. Vom Dividiren wurde nichts gelehrt. Möglich, daß es anderwärts besser gewesen ist, Lamberger aber unterrichtete nicht weiter. Von Zinsverhältniß und Körperberechnung war keine Rede. Sabolowski unterrichtete auch im Dividiren, und von ihm hat es mein Vater auch gelernt. Andere Unterrichtsgegenstände, wie Geographie, Geschichte und Naturgeschichte kannte man nicht und Friedrich Tribukeit hat sich darüber nicht den Kopf zerbrochen. Erst in den Kriegsjahren hat er, wenn ich nicht irre, in Heilsberg die erste Landkarte gesehen, weil ein Beamter, den er begleitete, in die Schule nachsehen ging, wie man in eine benachbarte Stadt fahre. Später hat L. seine geographischen Kenntnisse selbst erweitert, doch immer nur wenige Karten zu Gesicht bekommen. Er konnte die Grenzen aller Staaten Europas und der anderen Erdteile beschreiben und wußte, wie und wo die größten Gebirge, Flüsse und Seen liegen und wie die Klimata der verschiedenen Länder beschaffen seien. Bis in sein hohes Alter las er sehr

Regens, ob heitern Wetters der Wauchfus. Einem bedünkt es zu hell, dem andern des Lichtes zu wenig; dem ist die Schule nicht gut und Jener tadelt die Lehrart. Einiger scheint der Lehrer zu jung noch, und er versteht nichts, Andern hinwieder erscheint derselbe zu alt und zu schwächlich. Diesem scheint er im Singen zu unanständig zu schreiben, Jenem dagegen nicht, wie sich's gehört, zu schreiben vermag er, der hier nennt ihn zu dreist, ein Anderer wieder zu blöde. (Des Donatitius litthauische Dichtungen, herausgegeben von Messelmann 1869 S. 75).

gerne Bücher, namentlich wissenschaftliche. Seine Lieblingslectüre bestand in Geographie, Geschichte und Völkerkunde.

Aber obwohl er in seiner Art ein guter Landwirth war, so konnte er doch seinen Amuth nicht unterdrücken, wenn Bücher über Landwirthschaft angefündigt wurden. Er verurtheilte diejenigen Landwirthe, welche nach Büchern wirtschafteten und nahm auch in späteren Jahren nie ein derartiges Buch zur Hand. Der Grund lag vielleicht darin, daß die ersten Theoretiker der Landwirthschaft in unserer Nähe*) in der Praxis wirklich schlecht wirtschafteten. Die großen Irrthümer, die sich in den ersten theoretischen Werken über Landwirthschaft bei uns vorfanden, und die Anwendung, welche einige theoretische Landwirthe von denselben machten, konnten wohl auch nur abschreckend auf ihn einwirken.

Als mein Vater das 14. Lebensjahr erreicht hatte und eingeseget war, verließ er wie alle anderen Schulknaben die Schule und trat in den Stand der Jungen."

Das Winterleben im Hause.

„Neben der Schule wurde im Winter, namentlich vom weiblichen Theile der Gesellschaft das Spinnen gepflegt. Die Spinnstube war der Mittelpunkt des Winterlebens.

Selbst gesponnen, selbst gemacht,
Das nur sei des Bauern Tracht!**)

Jede Frau und jedes Mädchen wetteiferte den Winter über und sorgte, daß ihre Frühjahrsbleiche nicht die letzte und kleinste sei. Dazu mußte vor allem rüchtig gesponnen werden. Nicht selten hat ein Mädchen neben der Hausarbeit, wenn es die Kühe gemelkt, Schweine, Gänse und Hühner gefüttert, die Malzeiten bereitet, aufgewaschen und die Stube gereinigt hatte, noch täglich zwei Stück Garn gesponnen. Einzelne brachten es sogar auf drei. Solche Mädchen waren aber auch weit und breit berühmt. Von einer gewissen Neubacher aus Medunischken habe ich gehört, daß sie 1800 täglich drei Stück Garn gesponnen

*) Tribukeit scheint hier auf Herrn v. Fahrenheit = Angerapp anzuweisen. Herr v. Gohler bemerkt hierzu: „In dem Urtheil über Herrn v. Fahrenheit-Angerapp muß man vorsichtig sein. Derselbe war ein edler Mann und ein Menschenfreund im besten Sinne des Wortes, welcher vieles praktisch erprobte, um es auf seinen Werth zu prüfen. Daß derartige Versuche, wie z. B. das Umziehen der Felder mit hohen Hecken, nach dem Beispiel von England, Schleswig-Holstein, Oldenburg, vielfach zu negativen Ergebnissen führten, konnte nicht Wunder nehmen. Aus solchen Versuchen, welche nur ein ebenso wohlhabender, als weitsichtiger Mann machen konnte, haben die litthauischen Landwirthe viel gelernt.“

**) Pfarrer Hahn berichtet, daß die Memeler Littauer in braunen Wand, die binnenländischen Littauer in grauen Wand, die Fischer in blaue Jacken gekleidet gehen, jene in lange Röcke Szarkas, diese in kurzen Jacken, alle mit Stehfragen, ohne Rindpfe, vorn zuzubacken. Die langen braunen Szarkas wurden durch einen ledernen Gürtel Drisch mittelst Messingschnalle geschlossen.

habe. Dafür wurde sie auch die Frau eines braven Mannes und noch zehn Jahre nach ihrem 1840 erfolgten Tode, sprach man von ihr.

Nachdem dann die Leinwand ausgewebt war, wurde sie auf die Bleiche gebracht. Für die Mädchen, welche am Tage ihre Leinwand fleißig begossen, wurden zur Nacht Strohhütten errichtet. Diese Mädchen negten die Leinwand Tag über fleißig, während die Männer auf dem Felde mit Pflügen und Eggen beschäftigt waren. Abends aber zogen die jungen Männer jubelnd von Bude zu Bude, deren es 16 gab. Wehe dem Mädchen, welches schlechte oder wenig Leinwand hatte; es war sicher, keinen jungen Mann anzuziehen, und mußte die Leinwand allein bewachen, während bei andern Mädchen, welche schöne und große Stücke Leinwand besaßen, die munteren jungen Leute gern einkehrten und durch Gesang und Scherze die Länge der Nacht verkürzten.

Ähnlich erging es andererseits den jungen Männern. Bessen Zoche nicht gut ging, wer es nicht verstand, dieselbe zurecht zu machen, der wurde unter den 16 Pflüchern, die alle möglichst nahe zusammen pflügten, bald erkannt. blieb er erst beim Pflügen zurück, so war er Abends an den Bleichbuden des Spottes sicher. Wollte er ihn nicht leiden, so konnte er ihm nur dadurch entgehen, daß er zu leinigen Mädchen seine Zuflucht nahm, welches die schlechteste Bleiche besaß. Oft kam es vor, daß die jungen Leute aus Christiankehmen nach Thalau, Medunischken, Braffen oder sonst wohin in der Nähe auf die Bleiche zogen, auch dort die Bleichen prüften und den Ruhm der guten Bleicherinnen überall hin verbreiteten. So bildete sich durch das Bleichen unter den jungen Leuten beiderlei Geschlechts die erste Bekanntschaft, die sich nicht bloß auf das Äußere beschränkte, sondern auch die Fähigkeiten und die Tüchtigkeit beider Teile erprobte. Nach der Separation hat dieser Wettstreit der jungen Leute im Pflügen, und der Mädchen im Bleichen, Spinnen und Weben sehr nachgelassen. Man sieht jetzt schon Leinwandbleichen, welche wie die vom Sturm verschlagenen Seevögel aussehen; noch ein Paar Jahre, und Chlor und Natron beseitigen das Bleichen gänzlich. — — —

Die Winterabende, die jetzt so lang und öde sind, waren ehemals in Christiankehmen recht unterhaltend und galten für die schönste Jahreszeit. Die Männer setzten sich in der großen Wohnstube zurecht und schnitzten allerlei Holzwerk. Die Frauen und Mädchen spannen fleißig, früher beim Kiehnspan, der in der Kamin eingezwängt wurde, in neuerer Zeit beim Scheine des Talglichtes. In der *Spinnstube* herrichte stets heitere Fröhlichkeit oder stille, beschauliche Munterkeit. Erzähler fanden sich ein und während die Mädchen der Frauen bis spät in die Nacht hinein sich drehen, wurden Märchen, Kriegs- und Lebensgeschichten erzählt und manche Erinnerung an vergangene Zeiten aufgefrischt. Die Märchenzähler*) waren am meisten beliebt. Oft fand sich

*) Die Märchen der Littauer gleichen vielfach unsern Volksmärchen, wie sie aus der Grimmischen Sammlung bekannt sind. Nur zieht sich durch dieselben ein starker Materialismus, der oft die Dinge des Lebens derb und unverblümt bezeichnet. Tiere reden in den Märchen untereinander und der Mensch spricht mit ihnen. Leskien und Brugmann haben einen großen Teil

ein alter Kriegsmann bereit, seine Erlebnisse in Krieg und Frieden zum Besten zu geben, bald kam Jemand zu Besuch, der fremde Länder gesehen hatte und von ihnen sprach. Es gab damals noch manchen alten Soldaten, der früher in fremder Herren Länder gedient hatte und schließlich bei uns sehaft geworden war. Immer herrichte die größte Stille, sobald ein Erzähler das Wort nahm, mochte er aus Tausend und einer Nacht etwas vorbringen, oder vom alten Dessauer oder Ziethen aus dem Busch berichten. Zuweilen wurden auch kleine Proben einheimischer Poesie zum Besten gegeben. Der Verittschulz Schöneck, der immer guter Laune und zu kleineren Reimereien geneigt war, hat manche eigene derartige Produkte zum Besten gegeben, wovon wir nur ein Paar Proben vorführen. Als derselbe sich 1836 auf dem Hinterlande ausgehauet hatte, und dort mit der Landwirtschaft nicht so recht zu Stande kam, verfiel diese etwas dem Spotte der Nachbarn. Um sie dem zu entziehen, wünschte er seiner Besizung eine neue Bezeichnung zu geben und richtete deshalb an die Gumbinner Regierung nachstehendes Gesuch:

Man nennt mi „Schult von Bremeenthal“
 Of „Hungerlider wehr di“
 Göt hör et oft, on söhr dit Mal
 Vor Se en grot Beschwerde.
 Göt hab dem leive Gott vertrut
 Sein'm Heißungswort „Göt werde“
 On drob min Land met Fleiß bebüt
 On det nährt miene Heerde.
 Dru'm hat ek, dat hinfort min God
 Of „Schöneckßruh“ möcht höte,
 Darnet de Lüd an jedem Ort
 Von diesem Nome wete.

Herr v. Jährenheid-Angerapp hatte einen Scharwerker namens Stödtich, dessen Sohn ihn auf seinen Reisen als Kutscher begleitete. Zur goldenen Hochzeit des Letzteren ließ unser Schöneck folgende Strophen los:

Unter allen Ständen, die da werden
 Angetrossen hier auf unsrer Erden
 Ist ohne Zweifel wie bekannt,
 Auch der berühmte Kutscherstand.
 Herr Stöetich hat dieseß auch genossen
 Mit Herrn v. Jährenheid zu fahren in Karossen
 Auch in so manches ferne Land,
 Alwo er auch — sein Liebchen fand.

derjelben aus dem Preußischen und Russischen Littauen gesammelt und 1832 (Straßburg bei Trübner) Littauisch und Deutsch herausgegeben, und B. Wollner hat dieselben in einem Anhang auf ihre Herkunft und Verbreitung geprüft. Auch Schleicher hat 1857 eine Menge littauischer Märchen edirt, sodaß sich jeder an dem Inhalte erfreuen und dieselben an den bezeichneten Stellen nachlesen kann. Die geringe Mühe wird sich reich belohnen.

Am einem Abende in der Spinnstube erinnerte man sich des Landsturmes, den es hier in der Franzosenzeit gab. Alles was Hosen trug, vom 16. bis 60. Lebensjahre wurde dazu aufgerufen, als der Freiheitskrieg gegen Frankreich begann; jeder hatte die Wahl, ob er zu Fuß oder zu Pferde erscheinen wollte. Beide Teile waren mit langen Lanzen (Spießen) bewaffnet. Gewisse Orte zusammen bildeten ein Bataillon, das ziemlich groß war. Zu uns kamen die Landstürme aus Beynubnen, Kunigehlen, Kundschieken, Grobienen, Hallwischken. Der Exercierplatz lag am Sodarrer Birkenwäldchen, der sog. Ustrawisch. Das Bataillon besaß eine Fahne, ich glaube ein Geschenk des Herrn v. Fahrenheid, welche Sonntags vom Szabiener Geistlichen auf einem zwischen drei noch erhaltenen Birkenbäumen errichteten Nasenaltar geweiht wurde. Auch der Altar ist noch erhalten, möchte er als Andenken der Nachwelt erhalten bleiben. Der damalige Förster, Landjäger Steppuhn aus Skalischen war Commandeur, Herr v. Fahrenheid sein Adjutant. Hauptmann einer Compagnie war der Angerapper Tierarzt Schiel, der nie gedient hatte, Schöneck, ein altgedienter Soldat war Lieutenant. Derselbe besaß aus seiner Militärzeit einen Dreimaster mit bunten Bändern geschmückt. Damit stolzirte der Herr Lieutenant, unser Dichter, gravitätisch vor seinem Zuge. Die Würde stieg ihm so zu Haupt, daß er noch bis an sein Ende lieutenantsmäßig einherstolzirte. Das Bataillon, das über 1000 Mann stark war, auch eine Kavallerie-Eskadron unter dem Amtswachtmeister Niehl aus Brassen besaß, exercierte jeden Sonntag auf dem Sodarrer Terrain; Sammelplatz war Christiankehmen, dessen Krüger dabei das beste Geschäft machte.

Auch gesellte sich zum Bataillon ein Mädchen, Charlotte Koch, die Tochter des Schäfers aus Sodarren als Marketenderin. Jeden Sonntag erschien sie vor versammeltem Kriegsvolk mit ihrem Branntweinfäßchen und dem kleinen, mit Rosen bemalten Gläschen, um den Tapferen die nötige Stärkung zu reichen. Aller Augen gingen rechts nach der tapseren Maid. Besonders richtete der Berittschulze Bartel, dessen Gehälste mit Tode abgegangen war, ein Auge auf dieselbe, führte sie, als die Tapferen entlassen waren und auf ihren Lorbeeren ruhten, als Ehegepons heim und kaufte einen Krug, wo sie aus dem Rosenglase weiter kredenzte. Sie ist jetzt ein altes Mütterchen, meine Altsitzerin in diesem Kruge, und noch erglänzt ihr Auge, wenn sie der Zeit von 1813 bis 1815 gedenkt. Unser Poet Schöneck neckte sich gerne mit ihr, machte ihr scherzhafte Heiratsanträge, die sie entrüstet zurückwies und sang ihr folgende Strophen nach.

Geß docht in mienem Jugendstand:
Geß wär de Beste in dem Land!
Mit Recht kunn eck so spräche,
Denn so denkt manches Mäcke.

Als nu de Tid tum frie köm,
Dn eck mi hat bedrage schön,
Da sull eck were Schultesru;
Geß wart et ock — Dn wat wär nu?

Verjopnem Kerl, erst'm Trabant
Hat ed' geewe mine Hand,
Du mußt min junges Bewe,
Em obtofrete gewe. (u. i. w. 13 Verse.)

Wunderbares Schicksal! Eben habe ich dieses Gedicht abgeschrieben, so kommt mir die Nachricht, daß der alte Schöneck, der am 8. Dezember 1796 geboren war, eben, am 10. December 1875, gestorben sei. Sanft ruhe seine Asche!

Den Glanzpunkt des Winterlebens bildeten die sog. Zwölften. In dieser Zeit wurde nicht gesponnen, sondern Federn gerissen und Flachs geschwungen, Abends aber auf Szaidinke oder Kaledok (d. h. Weihnachten) gegangen. Diese Zwölften umfaßten die Zeit vom ersten Weihnachtsfeiertage bis zu h. drei König, den 6. Januar, also zwölf Tage, eine (wohl noch aus dem Heidentum herrührende) geweihte Zeit, welcher für das ganze Jahr große Bedeutung beigelegt wurde. Es durfte in diesen Tagen nichts verrichtet werden, wobei eine drehende Bewegung erfolgte, also nicht gebohrt, gesponnen oder gedreht werden*)

*) Die Zwölften sind auch aus der germanischen Mythologie bekannt als die Zeit des Umzuges des wilden Jägers oder der Frau Holla. Wir sind durch Lipperts Culturgeschichte, insbesondere durch dessen sehr geistvolle Forschungen über den Feuerkult Bd. I, Seite 250—277 auf eine Erklärung gewiesen. Sobald griechische Colonisten auszogen, nahmen sie aus der Heimat Feuer mit und holten solches, obwohl sie die Anzündung verstanden, wenn es ausgegangen war, immer aus der Heimat wieder. Die litauischen Frauen und auch unsere Frauen gehen zu einander: „um Feuer zu holen“. Mittelst Feuers oocupirten die Isländer und Norweger „mit Feuer zu eigen machen“ oder „mit Feuer heiligen“. Zu gewissen Zeiten wurden sämtliche Feuer gelöscht, dann fuhr jährlich ein Schiff von Athen nach Delos, um Feuer zu holen; auch das Feuer im Tempel der Besta wurde jährlich gelöscht, am 1. März. Alsdann war es Aufgabe der Priesterinnen durch drehende Bewegung, durch Bohrung von Holz das Feuer zu erneuern. Man legte dem die Bedeutung bei, daß alles Alte, was den Menschen Sorge gemacht, erlösche und mit dem neuen Feuer ein neues Leben beginne. Im Nordwestl. Deutschland fand diese Feuererneuerung um die Zeit der Sonnenwende statt, es wurde das Scharholz gewechselt. (Hierüber Klein Schmidt, in Zt. der Altertumsgesellsch. Jnsterbg. 2. S. 165 ff.) Die Südslaven thun es zu Weihnachten, und auch Franzosen, Mecklenburger, Engländer um dieselbe Zeit. Nach Lippert I. S. 275 war das ein Todtenfest; mit dem Erlöschen des alten Feuers sind alle bösen Geister aus dem Hause gebannt und neue gute Geister ziehen ein, es kehrt Segen wieder ein.

Auch bei den Littauern muß das Wiederanzünden des ausgelöschten Scharholzes Sache der Priester gewesen sein, und sie hatten dazu 12 Tage Zeit. Sie bohrten einen spitzen Block in ein weiches Stück Holz. Es muß das nicht leicht gewesen sein, darum die ausgiebige Frist. Das profane Volk durfte aber nicht gleichzeitig auch bohren und drehen, damit es nicht die ausgetriebenen bösen Geister zurückrufe.

Die Zwölften sind nicht bloß hier, sondern in der ganzen nordischen Welt, in Scandinavien, Finnland und bei den Samojeeden bekannt (Vergl. den eben erschienenen Sitzungsbericht der gelehrten Estnischen Gesellschaft zu Dorpat 1891 S. 22 ff. über Baba Jaga, die dort für eine taurische Gottheit ge-

Wenn man in dieser Zeit Tag über Federn gerissen hatte, so wartete man in der Dämmerung mit großer Spannung des Weiteren. Bald stürmte ein Haufe Jungen durch das Dorf, hielt an jedem Gehöft still und rief im Chore ins Gehöft hinein: Krowons, Krowons! bei N. N., indem er den Namen desjenigen Wirths nannte, welcher erlaubt hatte, in seinem Hause den Krowons, die Szaidinke oder die Kaledok abzuhalten. Diese Feier mußte eigentlich jeder Wirth der Reihe nach halten; nur wenn im Hause Jemand krank war, oder ein anderes Hinderniß obwaltete, verzichtete man.

Nun bereitete sich jeder auf das Fest vor. Die jungen Leute zogen sämmtlich, von den älteren viele in das Krowonshaus. Es wurden dann Spiele ausgeführt, an denen sich die junge Welt betheiligte, die alten Leute aber zusahen.

Zuerst wurde jedesmal „Nachbarjagen“ gespielt. Ein junger Mann und ein Mädchen setzten sich paarweise zusammen. Es entstanden also Paare, die einen Kreis bildeten. In die Mitte stellte sich ein junger Mann mit einem gedrehten Hardtuch, dessen Ende in einen Knoten geknüpft und in welchem zuweilen etwas Asche eingebunden war, dem sog. Plumsack. Der Träger desselben forderte nun einen jungen Mann aus dem Kreise auf, seine Partnerin zu küssen, und wenn dieses geschehen, fragte er ihn: Nachbarchen gut? Gewöhnlich rief der Gefragte schon von selbst: ach, schmeckt nicht! Jener fragte weiter: Nun, wen willst du denn haben? Der Gefragte nannte den Namen eines anderen Mädchens im Kreise, welches nun den bisherigen Platz verließ und zu ihm: hinüberließ, während die zuerst Geführte auf den von dieser verlassenen Platz lief. Während beide Mädchen liefen, teilte der junge Mann in der Mitte beiden Schläge mit dem Plumsack aus, und zwar desto schwächere, je beliebter das Mädchen war, und desto stärkere, je unbeliebter es war. So mußten alle acht Paare geküßt und gewechselt haben, dann wiederholte sich das Spiel, indem die jungen Mädchen sitzen blieben und bestimmten, während die jungen Männer liefen.

Das Führen des Plumsackes galt als Ehrenamt und wurde nur dem Tüchtigsten übertragen, der dann aber auch in der Lage war, denjenigen, denen er nicht wohl wollte, in den Zwölften manche blaue Stelle zu schlagen. Das Spiel dauerte mehrere Stunden. Demnächst wurden andere Spiele unternommen, wie das Schäferspiel, das Käzchen (Katz und Maus) oder das Bersteckspiel.

Am letzten Tage der Zwölften, dem heil. Dreikönigsabende, wurde zum letzten Mal Szaidinke gehalten und dabei zuletzt „der König begraben“.

Dieses Königspiel bestand darin, daß alle Befehle des Königs unter

halten wird. Sie soll die tosende elementare Gewalt mit dem Grundzuge der Bewegung des Rasens, als wenn die Wolken dabei stürmen, darstellen). Unsere Quelle dagegen hebt bestimmt die drehende Bewegung als das eigentümliche Merkzeichen des Zwölften hervor und scheint der Sache näher zu kommen. Besonders starke und regelmäßige Stürme pflegen bei uns wenigstens wohl im November und April einzutreten, nicht aber gerade in den 12 Tagen vom 24. Dezember bis 6. Januar.

Gesang und Tanz*) pünktlich ausgeführt werden mußten. Zum Schluß erklärte der König, daß er nun sterben wolle und befahl, ihn an bestimmtem Ort und in bestimmter Art zu beerdigen. Zu diesem Behufe machte man in der Regel im Schnee eine Grube und der König — gewöhnlich der Träger des Plumjacks — wurde von den jungen Leuten in feierlicher Prozeßion und unter komischen Gesängen zu Grabe getragen. Unterwegs löste sich der Zug in der Regel auf, die Gesellschaft kehrte zurück.

Damit war nun aber die Szaidinke für dieses Jahr beendet. Die gemüthlichen Zusammenkünfte der jungen Leute hatten aber nicht ihr Ende erreicht, sondern wurden in der Spinnstube winterüber fortgesetzt. Als kleiner Junge habe ich diese Spinnstubengesellschaft oft bei meinen Eltern gesehen, wie die 12—16 Spinnerinnen den ganzen Abend und bis 12 Uhr Nachts ihre Mädchen munter schnurren ließen, immer eins schneller, als das andere, und die jungen Bursche, welche Kragen (Fußdecken aus Strohgeflecht) machten, Stricke oder Peitschen drehten, die Zeit mit Gesängen und Scherzen vertrieben.

Hochzeitsgebräuche.

„Wollte ein junger Mann“, erzählt Tribukeit, „sich einen Hausstand gründen, so war dazu, mochte er der Zustimmung des Mädchens sicher sein oder nicht, ein Freismann durchaus notwendig. Häufig kam es vor, daß eine Gegend ihren festen Freismann besaß, der diese Vermittelung als Geschäft betrieb. Ein solcher kannte die Umgegend auf Meilen weit und wußte über die heiratsfähigen Personen genau Bescheid. Seine Haupteigenschaft war geläufige Beredtheit. Hatte er Auftrag, eine Heirat zu Stande zu bringen, oder kannte er ein Paar, das sich zur Heirat zu eignen schien, so wurde von ihm das Nötige veranlaßt. Entweder zog er unter der Hand über den Erfolg einer Werbung Erkundigungen ein, oder er unternahm sofort in Begleitung des an-

*) Prätorius beschreibt uns zwei dieser Tänze, die Heiduka oder Huttanz und Szala rutele oder Rautentanz, und Pierjon hat seiner Ausgabe zwei nicht sehr glücklich geratene Abbildungen davon beigelegt. Der Rautentanz wurde auf Hochzeiten von vier Mädchen getanzt. Der Huttanz scheint mit dem Königs-spiel zusammenzuhängen. Es wurden drei Hüte (des Königs?) auf die Erde gelegt und um jeden derselben tanzte ein Paar junger Männer in halbkreuender Stellung herum, indem sie die Hände zusammenschlugen. Drei Musikanten, von denen einer die Flöte, der zweite die Klarinette spielte, der dritte die Trommel schlug, machten die Musik. Außer der Trommel buglis und der truba bedienten sie sich früher der canclys, einer Art Gitarre, besonders aber der smuikis der Geige; erst im 19. Jahrhundert sollen bei Hochzeiten Flöte und Clarinette üblich geworden sein. Ein Abbild der Canclys findet sich in den Neuen Pr. Provinzialblättern 1848 S. 243. Ein solches der Truba hat Leppner seinem Werkchen vorgelegt. Es ist ein etwa 1½ Mtr. langes hölzernes schmales Blasinstrument, dessen sich der Dorfschirte mit ziemlicher Fertigkeit bediente. Herr Superintendent Köhler erzählte, ein Königsberger Musikmeister sei in Tilsit Morgens durch das Blasen derselben erweckt und über den guten Klang erstaunt gewesen; „man glaube, in der Schweiz zu sein“.

gehenden Bräutigams eine Reise nach dem Hause der Braut. Es wurden zwei Pferde gesattelt und dorthin geritten. Denn gefahren wurde zu solchem Zwecke nie.

Sprach man bei den Eltern der Braut vor, so gab der Freismann vor, ein Stärklein, ein Zicklein kaufen zu wollen. Den Sinn seiner Rede verstand man sofort und nötigte entweder beide zum Sitzen, oder man erklärte von dem Gewünschten nichts zu besitzen. Letzterenfalls mußte der Freismann auf eine geschickte Art die Verabschiedung des jungen Mannes einleiten und bewirken. Wurde man aber zum Sitzen genötigt, so stand die Sache günstig. Aufgabe des Freismanns war es dann, Vater und Mutter angenehm zu unterhalten. Während die Tochter einen Imbiß besorgte, hatte der junge Mann Zeit und Gelegenheit genug, seine Zukünftige und ihre körperlichen und wirtschaftlichen Vorzüge kennen zu lernen. Bis der Imbiß eingenommen wurde, hatte der Freismann alles geordnet, und es blieb ihm dann nur die Frage übrig, ob Braut und Bräutigam sich gefallen und dann der Schwiegereltern Meinung zu hören. Ging alles nach Wunsch, so wurde gleich der Tag der Verlobung verabredet und darauf nach Hause geritten. Zu obigen Vorbesprechungen wählte man in der Regel einen Dienstag, zur Verlobung einen Freitag. Zu letzterer war die Anwesenheit des Freismanns ebenfalls erforderlich, doch vollzog man dieselbe ohne besondere Höflichkeiten in der Familie, worauf an demselben oder dem nächstfolgenden Freitag beim Pfarrer das Aufgebot bestellt wurde. Nach dreimaligem Aufgebot kam die Hochzeit heran und auch diese mußte auf einen Freitag fallen. (Ist noch heute hier üblich.)

Der letzte Sonntag vorher war zur Einladung der Gäste bestimmt. Diese Einladung besorgten zwei Platzmeister, in der Regel zwei junge Leute aus der Verwandtschaft oder Bekanntschaft der Braut. Die Einladung erfolgte immer mündlich. Jeder Platzmeister putzte und sattelte sein Pferd, heftete an Zaum und Halfter desselben Bänder, buntes Papier, Kessel; sich selbst aber band er über die Schultern ein rothseidenes Band als Schärpe, in welches Rosen und Schleifen gefnüpft wurden. Dann setzte er einen Hut resp. Dreismaster auf. Vorher mußte er den Platzmeisterspruch sehr gut gelernt haben. Nicht jeder konnte ihn geläufig vortragen, zumal die Umstehenden sich schalkhaft bemühten, ihn durch kurze, sofort zu beantwortende Zwischenfragen in Verlegenheit zu setzen. Miß dabei der Faden des Platzmeisterspruches, so mußte er nochmals beginnen.

Solcher Sprüche mag es viele gegeben haben*). Von den mir Bekannten leben viele, welche solche Sprüche in ihrer Jugend oft gehört hatten. Da aber seitdem mehr als 40 Jahre vergangen, so war nun keiner mehr im Stande, den Wortlaut anzugeben. Durch den Amtsvorsteher Kerschowski in Kluzfallen, der sich viele Mühe gegeben und reitende Boten in den Goldaper Kreis geschickt

*) Man findet einen solchen litthauisch und deutsch in den Neuen Pr. Provinzialblättern 1848 S. 233. Auch haben die Professoren A. Leskien und R. Brugmann in ihren „Litthauischen Volksliedern und Märchen“ eine Anzahl derselben in Godlewischer Mundart (Gouvernement Suwalki) herausgegeben.

hatte, wo sich die alten Sitten noch länger erhalten haben, ist es mir gelungen, zwei solcher Plagmeistergespräche zu erhalten, welche ich beide wiedergebe.

Erster Spruch: Guten Tag, Frau Wirtin! In allen Sachen — wenn ich mein Compliment nicht werde gutmachen — so thut mich nicht verspotten oder verlachen. — Gestern Abend wollt ich studiren, — da kam ein wackeres Mädchen und wollt mich verführen — sie lud mich ein zum Spazieren — ich ließ sein das Studiren — Sie brachte mir etwas zu essen — da hab ich vieles vergessen. — Eins thu ich mir aber bedenken — und thät mein Pferd kurz umlenken. — Habt ihr keine Kanne Bier, so habt ihr ein Glas Wasser und reicht es mir — es kann auch bloß ein Tropfen sein. — Thut wohl und stellt Euch ein — verschmähst nicht Braut und Bräutigam sein — und den ausgesandten Boten sein. —

No de Truung war wi wedder in Gastgewers Behufung toriffche, dann werde wi sehen, was Gott to eten on drinken ons ward bescheere; de Hoch-tied durt nicht bloß Freitag on Sinnwend, on de andre Dage. Wie lang je egentlich durt, kann est ju nich segge.

Messer und Gabel darf ju nich bringe,
Fleisch und Brod war ju nich sänge,
Bloß de leere Gret, Gret,
De de leve Gott vom Himmel schmet.

Es werden geladen de Ohm on de Mühm, Trin on Gret to Brutjunfer, Hans on Michel to Plagmeister.

Zweiter Spruch: Glück in allen Sachen. — Wenn ich mein Compliment werde gut machen, — werdet ihr mich nicht verschmähen, verspotten, verlachen. Gütige Herren und Freunde, ich bitte Euch recht freundlich — Ihr möchtet mir nicht übelnehmen, daß ich so dreist zu Euch hinein gekommen, denn ich habe eine christliche Werbung an Euch und die Curigen, weil ich ausgesandter Bote bin von Braut und Bräutigam, nämlich von dem ehrbaren und achtbaren Junggesell Bräutigam N. N. und der wohlgeborenen Jungfrau Braut N. N. Diese Beiden laden Euch zu Freitag 9 Uhr, sich bei den Herrn N. N. einzufinden, von da in die christliche Kirche gefahren wird, wo die Trauung geschehen wird. Von da wollen wir uns nach Hause zum Speisemeister verfügen und essen und trinken, was der liebe Gott bescheert hat. Tröblich zum Sprung — heiter zum Trunk, mit Singen und Springen, wollen wir die Hochzeit zu Ende bringen. Es ist nicht allein Freitag und Sonnabend, sondern die ganze Woche zur Feier der Hochzeit bestimmt. Messer und Gabel braucht Ihr nicht bringen, Fleisch und Braten werdet ihr nicht finden*) — sondern de lere Gret, de de Adebear vom Himmel schmet. Eins thu ich noch bedenken — mein Pferd kurz umlenken: Habt ihr kein Glas Bier, thut mir eins schenken. Habt ihr kein Glas Bier, habt ihr ein Glas Brantwein, thut mir keinen Brantwein, so habt ihr ein wackeres Mädelein, das soll mir auf der Hochzeit am liebsten sein. Guten Tag!

*) Das pflegten die Gäste mitzubringen, während die Brautjungfern für Kladen sorgten.

Hatte der Platzmeister seinen Spruch wohl einstudiert, so ritt er Sonntags vor der Hochzeit erst zu den auswärt's wohnenden Gästen, Nachmittags aber zu den aus der Nachbarschaft Einzuladenden. Ein Schwarm der Jugend begleitete ihn natürlich von Haus zu Haus. Er durfte vom Pferde nicht absteigen, sondern mußte in die Stube hineinreiten, was bei den damals sehr niedrigen Wohnungen allerdings schwierig war. In der Stube erwartete ihn die Familie und ohne zu grüßen begann er, wenn er mitten im Zimmer war, seinen Spruch herzusagen, erst wenn er glücklich zu Ende gekommen, durfte er guten Tag bieten, Grüße abstatken und über andere Dinge sprechen. In der Regel wurde das ganze Dorf eingeladen.

Nun folgten die Rüsttage. In jedem Hause wurde gewaschen, genäht, gepuht und gebacken. Natürlich am meisten im Brauthause.

Donnerstag Abend wurde darin der Brautwinkel bereitet, wozu die geladenen jungen Leute aus der Nachbarschaft sich versammelten. In dem Winkel hinter dem Tisch, an welchem das junge Paar seinen Ehrenplatz erhielt, wurden an Wänden und Decke Kränze befestigt, an dieien Verzierungen von buntem Papier und Aepfel, die mit Silber- und Goldschaum geschmückt waren, angebracht. Dabei herrschte muntere Fröhlichkeit. Sobald der Brautwinkel hergerichtet war, fanden sich Musikanten ein und nun wurde einige Stunden getanzt.

Freitag gegen Mittag versammelten sich die Gäste. Die Musikanten mußten jedem Ankommenden einen Marsch entgegenblaien. Etwa um 2 Uhr wurde zur Kirche gefahren, resp. geritten; die jungen Männer ritten, die übrigen fuhren.

Den Zug eröffneten die beiden Platzmeister, die auf bepuzten Pferden erschienen. Dann folgte der Musikantenwagen, der Brautwagen, zu dessen linker Seite der Bräutigam ritt, dann die übrigen Wagen. Den Schluß bildeten die berittenen jungen Leute.

Vor der Abfahrt aus dem Brauthause, in welchem die Eltern der Braut zurückblieben, steckte Jedermann mehrere große Schnitte Fladen zu sich. An den einzelnen Gehöften standen vor den Thoren derselben die nicht geladenen Bewohner, Knechte, Jungen und Losmann, um sich den Zug anzusehen und auch etwas vom Feste zu genießen. Die Fladenschnitte wurden denselben zugeworfen, wobei nach jedem Stücke eine Art Jagd stattfand. Der große Haufen der lieben Dorfsjugend hatte sich ober am Sodarrer Dorsthor aufgestellt, um dem Zuge das Thor zu öffnen und zu schließen, für welche Dienste ihr reichliche Fladenschnitte zugeworfen wurden. Ich selbst habe als kleiner Junge noch einige Male diesen Dienst verrichtet und weiß aus eigener Erfahrung, wie sehnlich wir Jungen nach den Fladenschnitten ausschauten. Leider habe ich nie einen bekommen; denn die großen 16 Pferdejugen hatten dort auch ihren Stand und ließen uns kleinen Leuten nichts zukommen. Als ich dann auch Pferdejugen wurde, hatte diese mehr als hundertjährige Sitte ein Ende erreicht, und ich bin so um den Fladen gekommen.

Der Zug bewegte sich Sodarren vorbei, woselbst auch reichlich Fladen geworfen wurde. Vor Szabiennen, etwa da, wo die Szabiener Straße die

Chaussee verläßt und jetzt noch ein alter Kastanienbaum steht, sprengten die Platzmeister voran nach dem Szabiener Krüge. Jeder ließ sich schnell ein Stof Bier reichen, und spornreichs gings damit dem Zug entgegen. Man hielt dann still, leerte die Kannen und fuhr weiter. In Szabien wurde im Krüge eingefeht, Bier und Brantwein gefordert und tüchtig getrunken. Nur die beiden Platzmeister durften Getränke fordern und mußten die Rechnung führen. Alle Männer mußten bezahlen, nur nicht Bräutigam und Freis Mann.

Bevor zur Trauung gegangen wurde, tanzte man tüchtig, nur das Brautpaar enthielt sich dessen. Gings nun zur Kirche, so spielte die Musik einen bestimmter Marsch, der etwas melancholisch war. Kam man aus der Kirche, so wurde ein munterer Marsch gespielt. Dann wurde zwei Stunden lang getanzt, bis man genau in der früheren Ordnung nach Hause fuhr. Hinter Sodarren sprengten wieder die beiden Platzmeister zum hiesigen Krüge, holten zwei Krüge Bier und präsentirten sie erst dem jungen Paar, dann den anderen Gästen. Dann ging's in den Dorfskrug, wofelbst bis 11 Uhr Abends getanzt wurde. Im Szabiener Krüge reichte die eine Brautjungfer den Gästen selbstgebackenen Pladen, in Christiankehmen die andere.

Um 11 Uhr war im Hochzeitshause die Tafel gedeckt und man begab sich dorthin zum Mahle, nach dessen Beendigung bis 12 Uhr getanzt wurde. Nun begann der Brauttanz.

Jeder Gast tanzte mit der Braut drei kurze Tänze und warf dann den Musikanten deren Bezablung in den Teller. Hatte jeder Gast mit der Braut getanzt, so führten die Brautjungfern die Braut dem Bräutigam zu, der mit ihr ebenfalls tanzte, auf kurze Zeit verschwand und dann wieder mit ihr ins Zimmer trat. Nun hatte die Braut statt des Rautenkranzes eine Haube aufgesetzt. Allgemeiner Jubel folgte. Es wurde in einer großen Schüssel Brantwein mit Horig oder Syrup vermischt herumgereicht, und jeder genoß davon mittels eines großen Löffels. Man schlief die Nacht wenig.

Sonnabend Vormittag luden die Platzmeister die Gäste wieder ein, am Nachmittag zogen Gäste und Musik in den Häusern der Nachbarn herum und tanzten dort. Sonntag früh wurde zum letzten Mal getanzt, worauf sich die auswärtigen Gäste zur Abfahrt rüsteten. Waren diese weg, so entfernten sich auch die ortsbekörigen Gäste nach und nach.

Ab und zu feiert man noch eine Hochzeit, die entfernte Anklänge an obiges Ceremoniell trägt. Im Allgemeinen ist dasselbe nunmehr verloren gegangen. Doch werden Kindtauf und Begräbnis noch in alter Art gefeiert.“

Die Nahrungsmittel.

„Ich denke mir, daß die alten Preußen nur vom Ertrage der Jagd und der Fischerei gelebt haben. Als demnächst der Ackerbau eingeführt wurde*), ernährte sein Ertrag mehr Menschen als Jagd und Fischerei. Welche Arten von Getreide gebaut wurden, ist mir unbekannt, wahrscheinlich dieselben, welche man jetzt baut.**) Die Kartoffeln waren natürlich unbekannt. Ihr Wert beruht theils auf ihrem Nährstoff, theils in ihrer Benugung als Füllmaterial, der Hauptsache nach aber in der Eigenschaft als Uebergangsfrucht für die Fruchtfolge. Die ältesten Leute, die ich danach gefragt habe, erzählten, daß in ihrer Jugend die Kartoffeln nur wie Geköck im Garten gebaut wurden. Ein alter Mann, Volliß, erzählte, er habe in seiner Jugend ein Gespräch zweier Bauerfrauen wie folgt zugehört:

Ra, Rabersche, wie viel Kartoffeln hast du denn dies Jahr ausgezegt?

Sechs Meß! war die Antwort.

Gi, der Teufel, rief jene, wie wirst du die denn alle aufessen?

Erst ungefähr 1790 und später wurden hier Kartoffeln im Felde und in großen Posten ausgezegt. Bevor man diese baute, ist Weizen, Roggen, Gerste, Hafer und Erbsen gebaut. Als Gemüse im Garten baute man Kohl (Kumst genannt), Brucken, Beeten (rote Rüben), Möhren und Pastinak. Rüben zur Viehfütterung zu bauen, wurde erst seit dem Auftreten der Kartoffelkrankheit (1844 u. 1846) üblich. Kumst wurde sauer gemacht, und Beeten zu Bartisch wie heute verarbeitet. Kohl und Brucken wurden gemeinhin (an der Sonne) getrocknet und so für den Winter aufbewahrt. (Älteste Konservationsmethode.) Ein früher sehr geschätztes und wichtiges Nahrungsmittel waren die Pilzen. Da früher viel mehr Gebüsch, Wald und Wasser war, so wuchsen dieselben häufiger, als heute. Die Krügerfrau Bartel, spätere Hillgruber, — die ehemalige Marktentenderin — ließ in meiner Jugend eines Sonntags mehrere große Getreidesäcke aus dem Sodarrer Walde lesen und nach Hause bringen. Dieselben wurden getrocknet zum Winter aufbewahrt. Ich selbst habe diese Pilzen leien geholfen; es war gleichgültig, ob sich darin Würmer befanden, oder nicht; beim

*) Der Verfasser irrt. Die alten Preußen und die Littauer haben den Ackerbau bereits aus ihren früheren Wohnsitzen hergebracht und nur nebensächlich von Jaad und Fischerei gelebt. Vergl. Lippert Culturgeschichte Bd. I. S. 588 ff. Die Littauer waren Nomaden, zogen das Rindvieh und das Schwein, trieben Gartenbau und Ackerbau; sie gehörten zu den Skyten, die Herodot als Hirseesser und Butteresser bezeichnet; das Pferd lernten sie in den Kirgisensteppen kennen.

**) Es wurde hier in den ältesten Zeiten Hirse, Buchweizen und eine schlechte Sorte Hafer (Wildhaber) gebaut; es gab nur Sommergetreide. Demnächst lernte man von Griechen, Römern und Kelten Gerste und Weizen kennen; die Nachbarn der Skyten, die Trafer bauten diese Getreidearten, um sie an die Griechen zu verkaufen. Mit der Verbreitung der Gerste bei Kelten und Germanen wurde auch die Vereitung des Bieres bekannt und die Skyten lernten dieselbe von den Germanen. Auf den Gütern Karls W. baute man bereits Weizen, Spelt, Gerste, Roggen und Hafer und genoß diese Früchte nicht bloß als Brei, sondern auch als Brod; Haferbrod insbesondere für die Dienerschaft. Lippert a. a. O. I. S. 589—514.

Trocknen (im Ofen) starben sie ab. Ich habe dergleichen nicht gegessen, ebensovienig wie getrockneten Kohl oder getrocknete Brucken, weil meine Eltern solches Gemüse vermieden. Doch haben die Leute im Dorfe dergleichen getrocknetes Gemüse vielfach gegessen.

Der fleißige Bauer hatte in der Regel zu Katharinä gedroschen. Dann brauchte man den Loßmann nicht weiter und für diese Klasse von Leuten war dann schlechte Zeit. Der Vorrat an Kartoffeln wurde von der Wirtsfamilie allein in Anspruch genommen und war Ostern in der Regel aufgezehrt. Mancher Bauer hatte dann schon sein Brodgetreide aufgegessen. Es gab dann kein Brod im Hause mehr, und der Rest des Roggens wurde als Mehl zu Suppe oder Brei verbraucht (die gewöhnliche Form des Genusses, bevor man das Brodbacken erfunden hatte).

Ging dann der Winter ab, so sah man halbverhungerte Gestalten längs den Zäunen nach sprossenden Nesseln suchen, um sich davon Nesselkohl zu kochen. Jetzt haben es die Loßleute besser, weil mehr Getreide gebaut und bis Ostern gedroschen wird. Als 1867 eine Mißernte eintrat, führten die Eisenbahnen große Mengen von Kartoffeln, Getreide und Mehl herbei, sodaß die Folgen des Notstandes verwischt wurden.

Die Summa ist, daß die Nahrungsmittel jetzt, besonders seit den fünfziger Jahren, reichlicher sind, als früher. Doch war die Nahrung, als Jagd und Fischerei bestand, kräftiger und darum die Menschen stärker. Seitdem die Kartoffel als ein Hauptnahrungsmittel eingeführt ist, wurde die Nahrung schlechter. Seitdem aber in letzter Periode eine aus Fleisch, Brod und Kartoffeln gemischte Nahrung üblich geworden ist, läßt sich hoffen, daß die Bevölkerung an Körper und Geist wieder kräftiger werden wird“.

Die Juden und der Handel.

„Da in Darkehmen und Insterburg fast kein Getreide verkauft werden konnte, alles Amts- und Bauerngetreide vielmehr nach Königsberg geschafft werden mußte, so wurden ebendaher auf dem Rückwege die geringen Mengen Material- und Eisenwaren, die man zu kaufen pflegte, mitgebracht. Königsberg, Darkehmen und die polnischen Juden waren die einzigen Bezugsquellen hiefür.

Der direkte Handel der Bauern nach Königsberg hat ganz aufgehört; ebensovienig der polnischen Juden. Darkehmen ist in den Vordergrund getreten und beherrscht den Handel unserer Gegend, soweit nicht bereits Gastwirte, Krämer und Händler auf dem Lande sich daran beteiligen.

Es lag ein ganz eigentümliches Wesen in diesem Handel der ehemaligen polnischen Juden. Gesetzlich war er verboten, die Behörden verfolgten die Hausjuden und doch bestand er, war gewissermaßen notwendig und hörte erst auf, als man ihm den Lebensnerv abschnitt. Ich will versuchen ihn zu schildern.

Längs der Hauptstraße nach Königsberg fährt ein dreispänniger Wagen, in welchem sich einige Männer befinden, die in Gestalt, Farbe und Kleidung

von den Landesbewohnern grell abstechen. Es sind Orientalen. Das Haar hängt in langen schwarzen Locken unter dem übermäßig großen schwarzen breitkrämpigen Hut über Nacken und Schultern herab. Ein schwarzer Bart fehlt keinem. Den Leib umhüllt ein weiter faltiger Rock von grauem Wand oder anderm starkem Winterzeuge, der bis auf die Füße herabreicht. In der Nacht dient derselbe auch als Schlafdecke. Auf dem Kopfe sitzt zum Ueberflus unter dem großen Filzhute ein schwarzes schmutziges Käppchen, welches fast nie das Haupt verläßt. Der Rock wird durch einen Schwal zusammengehalten, welcher Kragen, Brust und Lenden umschlingt. Die Sprache ist fremdartig; obwohl ihnen Littauer, Masuren und Deutsche begegnen, versteht sie doch niemand. Es sind polnische Juden. Ihr Wagen ist auffallend anders, als diejenigen der Umgegend. Eisen ist sehr wenig daran, die Leitern sind mit Weiden roh und lose ausgeflochten, sodaß größere Gegenstände nicht leicht hindurchfallen können. Im Wagen liegen größere und kleinere Bündel und Pöcke. Sehen wir uns den Inhalt derselben an, so finden wir Felle aller Art, z. B. Iltis, Marder, Fuchs, Rahe, Otter; ferner Federn, Borsten, Pferdehaare, größere Ochsenhörner, altes Zinn, Kupfer, Messing, Bernstein, ja sogar etwas Silber. Die Pferde sind zwar starkknochig, aber mager. Das Geschirr ist durchweg von Hanf, von der einfachsten Art, bestehend aus einem Brust- und einem Rückenstück; beides durch ein Band in der Ecke zusammengehalten. Halskoppel, Zaum und Leine von Stricken machen den Schluß der ganzen Pferdeausstattung.

Selten hört man die Unterhaltung der drei Männer im verdachten Wagen verklingen, fast ununterbrochen ertönt der fremde Jargon, bald wird er eifrig und heftig, oft nur flüsternd, hin und wieder durch einen Ruf zu den Pferden oder einen Peitschenschlag unterbrochen.

Das ist die Handelscompagnie, welche auf ihre Art en gros den Handel in Preußen betreibt. Sie kauft und tauscht in Königsberg Schnitt- und Manufacturwaaren im Großen ein und tauscht dieselben auf der Rückfahrt an Handelsjuden zum Detailbetrieb gegen Felle, Federn, Eisen ein. Ihr Ziel ist immer Königsberg, wo sie ihre „Producten“, wie sie den Inhalt ihrer Säcke und Pöcke nennt, verkauft und aus dem Erlöse andere Waaren einkauft.

Im Sommer wird in den Wäldern auf ihnen sehr gut bekanntem Terrain übernachtet, die Pferde ausgespannt und im Walde geweidet. Sie selbst lagern sich nach einem frugalen Abendbrot, bestehend aus Brot, Hering und Wasser, selten Brantwein, zwischen ihren Pöcken im Wagen, während einer der Knechte, welche einen zweiten Wagen nachführen, die Pferde hütet. Die Besitzer des Waldes oder den Förster hört das nicht; denn so ist es zu Lande einmal Sitte gewesen, und die Juden thun Niemandem Unrecht.

Am frühen Morgen, wenn die Pferde gut gesättigt sind, wird angespannt und weiter gefahren. Sobald Königsberg erreicht ist, so besorgen die drei Handelsherren daselbst ihre Verkaufsgeschäfte. Baar Geld wird nicht viel eingenommen, meist werden Tauschgeschäfte gemacht, natürlich wird überall arg gefeilscht; die Säcke werden durch die Knechte abgeladen, auf den Speicher ge-

schafft, dort entleert und mit den eingetauschten Waaren wieder gefüllt. Dieser Einkauf besteht meist in Stoffen zu Kleidern für Männer und Frauen, sowie in Schmud.

Es muß bemerkt werden, daß etwa bis 1820 in Darkehmen gar kein Manufactur- und Schnittwaarengeschäft bestand. Um diese Zeit wurde das erste derartige Geschäft von einem jüdischen Kaufmann Namens Schopp gegründet. Nur zu den Jahrmärkten kamen jüdische Händler mit Schnittwaaren meist aus Westpreußen*) hieher. Außerhalb der Jahrmärkte vermochte man also dergleichen Waaren bis dahin in Darkehmen nicht zu kaufen.

Ferner kauften die drei Handelsherren, welche zu solchem Großhandel übrigens gesetzlich berechtigt und mit Legitimation versehen waren, in Königsberg auch Kaffee, Cichorien, Gewürze, Messer, Knöpfe, Schnallen, Band, Reiterschmüre, zuweilen auch Pulver und Blei.

War nun der Einkauf in Königsberg besorgt, so ging die Rückreise in derselben Art von Statten, wie die Hinreise. War die Umgegend des Zieles erreicht, z. B. die Umgegend von Christiankehmen, so wurde abends in einem einsamen Waldhause eingelehrt. Bis dahin lag in dem Handel nichts Un-erlaubtes.

Nun aber begann dessen illegaler Teil:

Am Ziele der Reise also wurden die Pöcke ausgeladen, geöffnet und in ganz kurzer Zeit standen etwa 20 andere polnische Juden umher, welche von der Ankunft vorher unterrichtet gewesen sein mußten. Jeder brachte die in der letzten Zeit erhandelten Produkte mit, und nun begann der Handel zwischen den drei Handelsherren und den Bündeljuden. Hatten jene auf der Reise ihre „Profitschen“ wohl hundertmal erwogen und berechnet, so fanden sie in ihren Abnehmern oft harten Widerstand, die ihre Preise durchaus nicht acceptieren wollten. Die ganze Nacht hindurch wurde geseilscht, oft unter den größten Lamentationen, bis der Tag diesem Treiben ein Ziel setzte. In aller Frühe sah man nach den verschiedenen Richtungen je zwei Juden mit großen Packen davon eilen. Hatten die Handelsherren ihre Waaren dann nicht völlig verkauft, so fuhren sie ein paar Meilen weiter und setzten in folgender Nacht mit andern kaufslustigen Juden das Geschäft fort, bis der Rest verkauft war, worauf sie aufs Neue den Weg nach Königsberg einschlugen. In der Regel sollen sie wöchentlich von hier aus eine solche Königsberger Reise gemacht haben.

„Unstätt und flüchtig sollst Du auf Erden sein!“ Fast sollte man glauben, daß dieser Ausspruch den Bündeljuden gegolten habe, deren Treiben wir nun verfolgen.

Zwei Personen, eine ältere und eine oft sehr junge, beide mit Packen auf dem Rücken nahen sich unserm Dorfe. Der Alte, ein schon bejahrter Mann, hat dieselbe Physiognomie, wie jene drei Handelsherren; der jüngere

*) Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß die ersten hier seßhaften Juden aus Märkisch Friedland, Filschne oder anderen Orten an der Posenischen Grenze herkommen. Diese ließen sich zuerst dicht an der russischen Grenze, in Staffupönen, Ghdtkubnen nieder, um, wenn es nötig schien, nach Rußland entzischen zu können; mit der Zeit zogen sie mehr nach Westen ins Land.

kann sein Sohn sein. Oft werfen sie spähende Blicke nach vorn, hinten, zu beiden Seiten. Bevor sie das Dorf betreten, halten sie nochmals Umschau. Weßhalb denn? fragt man. Nun, es sind in Polen wohnende Juden, die hier einen unerlaubten Hausirhandel treiben. Nicht nur jeder Beamte, sondern auch jede andere Person durfte den Bündeljuden festnehmen und der Behörde überliefern. Verlockend war das schon. Denn der Ergreifer erhielt die Hälfte vom Wert des Päckes, das der Jude trug. Indessen ist es wohl nie vorgekommen, daß eine Privatperson einen Päckjuden festgenommen und abgeliefert hätte. Das war sehr erklärlich; denn erstens war der Jude unentbehrlich — wer sollte wohl die großen und kleinen Bedürfnisse für das Haus besorgen, wenn das nicht der Jude that. Zweitens kaufte derselbe aus dem Haushalt, was sonst Niemand kaufte. Drittens war der Jude damals die einzige Zeitung aus Preußen und Polen. Weiter konnte der Jude demjenigen, der sich an ihm verging, leicht gefährlich werden, und andere Juden konnten sich für ihre Glaubens- und Schicksalsgenossen rächen. (Feuer anlegen).

Der wichtigste und gefährlichste Grund aber war der: „Jeder Jude konnte seinen Feind, besonders die Christen — — todtbeten oder todt beten lassen!“

„Gewaltfamer, plötzlicher Tod oder langes Siechtum und Krankenlager, von dem nur der Tod befreite, war die Folge des Todbetens. Wer wollte sich dieser Gefahr aussetzen? Die einzigen Feinde des Juden waren die Gendarme. Sie waren von Amtswegen verpflichtet, auf die Juden zu fahnden, doch hat auch mancher von ihnen in Folge des Todbetens, das die Juden indessen nur im äußersten Notfalle vornahmen, ein elendes Ende genommen. — So war's mit dem damaligen Volksglauben bestellt.

Vor dem Dorfe also hat der Jude noch einen spähenden Blick ausgesendet, aber keinen Gendarmen erblickt. Endlich ist er im Dorf und tritt ins erste Haus ein. Seine ersten Erkundigungen gelten dem Gendarm „er habe Nachrichten, daß derselbe heute in diese Gegend kommen solle.“ Doch er erfährt von einer Person, die eben aus Darkehmen gekommen, daß der Gendarm morgens nach einer anderen Richtung ausgeritten sei. Für heute ist also die Luft rein. Dies benützt der Jude sehr fleißig zu seinem Geschäft. Hier wird Zeug zu einem Frauenkleide und ein Tuch verkauft, und Federn, Vorsten und Bernstein in Zahlung genommen. Auch nimmt er Bestellungen an auf ein modernes neues Tuch u. dergl., wogegen er die Zusicherung auf frischen Wachs erhält. Sein Sohn, der kleine Jude, hat Messer, Knöpfe, Pfeifen u. dergl. und handelt heute auch tüchtig. Es ist ein guter Tag.

So wird dieses Dorf und noch zwei Nachbardörfer durchhandelt. Abends wird bei Bekannten eingesehrt und am andern Morgen das Geschäft fortgesetzt.

Erblickt der Gendarm einen solchen Juden, so beginnt eine grausame Jagd. Der Jude, vor allem bedacht, sein Päck zu retten, wendet alle Künste an, daselbe zu schützen. Meist springt er in ein Haus und wirft sein Päck den Leuten zu, die es verstecken. Er selbst aber läuft dem Gendarm fast entgegen, springt dabei über einen Zaun u. s. w. Da der Gendarm hauptsächlich die

Person des Juden zu fangen angewiesen ist, so muß er ihn verfolgen, obwohl das Paß wegen der ihn treffenden Hälfte ihm lieber wäre. Mitunter glückt es dem Gendarm den Juden zu fangen, doch das Paß ist fort, oft entgehen ihm Jude und Paß.

Wird der Jude ergriffen, so trifft ihn eine Strafe von 5 Thaler und er wird über die Grenze transportirt. Obwohl die wenigsten Juden ergriffen wurden, so zeigen doch die langen Listen in den Amtsblättern von 1820 bis 1840 die große Zahl solcher Händler hier an.

Jetzt hat dieses Hausiren aufgehört. Dies hat nicht der Gendarm bewirkt, sondern der völlige Umschwung in den socialen (und commerciellen) Verhältnissen, welcher auch die Reisen nach Königsberg aufhören ließ. Die kaufmännischen Geschäfte in Darkehmen nämlich genügen jetzt allen Ansprüchen des gemeinen Mannes. Es sind dort recht bedeutende Manufaktur- und Schnittwarenlager und nicht allein dort, sondern in fast jedem bedeutenden Kirchdorse befindet sich schon ein solches. Auch Materialwaaren, Pfeffer, Kaffee, Messer u. dergl. erhält man käuflich in jedem größeren Dorfe. Dieser Umschwung vollzog sich in den Jahren 1840 bis 1860. Damit wurde dem Hausirhandel der polnischen Juden, welchen diese Jahrhunderte lang betrieben hatten, der Lebensnerv abgeschnitten*). Es war interessant zu beobachten, wie das Geschäft der Juden bis 1830 blühte, von da ab aber allmählig schwächer und schwächer wurde. Früher erschienen an einem Tage sechs Juden im Dorf

*) Der Umschwung selbst ist der Verbesserung der Wege, den Chausseen und der Ostbahn zu verdanken. Der Anfang jenes Hausirhandels liegt in der Mitte des 16. Jahrhunderts, in welchem Herzog Albrecht unsere frühere Waldwildniß der Civilisation erschloß; es hat das Geschäft der Juden also drei Jahrhunderte gedauert. Durch die große Zahl von Juden, welche so lange hier allein Handelsvorteile genossen haben, ist dem Lande ein großer Schaden erwachsen; denn wenn die Juden genug hatten, zogen sie mit dem Verdienst nach Polen.

Anm. G. Es ist nicht richtig, wenn Tribukeit annimmt, daß, als er seine Chronik schrieb, der Hausirhandel der polnischen Juden aufgehört habe. Im Gegenteil. Allgemein war ihnen erlaubt, mit gewissen Rohprodukten, wie Theer u. s. w. gegen Lösung eines von der Regierung ausgestellten Hausircheines zu handeln. Der Handel mit Schnittwaren war ausdrücklich verboten. Gleichwohl betrieben polnische Juden solchen unerlaubten Handel. Zu diesem Zweck hatten sie den Kreis Darkehmen und wohl auch die Nachbarkreise unter sich in Bezirke geteilt, innerhalb welcher nur ein bestimmter Jude handeln durfte. Als ausnahmsweise ein Jude in den Bezirk eines andern übergriff, erhielt ich Kenntniß von der geheimen Organisation. Die polnischen Juden wohnten z. B. schon dauernd im Kreise. Näher bekannt war mir ein polnischer Jude, welcher im Kirchspiel Szabienien lebte. Ich sagte ihn eines Tages selbst beim Hausiren ab und veranlaßte seine Verhaftung. Er befand sich in Begleitung eines höchstens 14 Jahre alten Jungen und ich erfuhr auf mein Befragen, daß er letzteren zu seinem Schwiegerjohn erwählt habe.

Wenn Tribukeit die Hausirjuden im Allgemeinen nicht ungünstig beurteilt, so kann ich diesem Urteil nicht unbedingt beistimmen. Jeder ältere Staatsanwalt wird sich des sogenannten Altsigerpulvers (des Arjenits) mit welchem oftmals polnische Juden handelten, erinnern; und die Fälle, wo der Verdacht der Hehlerei auf ihnen ruhte, waren recht häufig.

dann immer weniger. Sie waren zähe und wollten nicht weichen. Erst die Noth zwang sie, und als sie nichts mehr verdienen konnten, verschwanden sie. Der letzte Jude, der hier hausirte, hieß Michel, war ein Leinweber und wurde gern gelitten. Er konnte sich aber nicht mehr ernähren und wanderte nach England aus.

Von den vielen Tausend Juden, die hier hausirten, ist — außer dem Todbeten — nichts Nachtheiliges bekannt geworden; erst als es ihnen schlecht ging, sagt man ihnen Diebstähle, besonders an Pferden nach.“

Die Zigeuner.

„Was die Juden für den Handel mit Produkten und die Bedürfnisse des Hauses waren, dasselbe bedeuteten die Zigeuner für den Viehstand des Bauern. Ich muß jedoch bemerken, daß dieser Handel der Zigeuner schon vor meiner Zeit aufgehört hat, ich daher aus eigener Anschauung davon nichts weiß.

Im Allgemeinen wurden die Zigeuner weniger gut gelitten, als die Juden. Sie sollten sich bei ihrem Vieh- und Pferdehandel viele Betrügereien haben zu schulden kommen lassen. Obwohl sie Landesangehörige waren, genossen sie doch nicht dieselben Sympathien, welcher die Juden sich erfreuten. Ihre Frauen beschäftigten sich nebenhin mit Prophezeien, Wahrsagen und Besprechen. Wahrscheinlich haben sie das — Todbeten nicht verstanden und waren deshalb nicht so gefürchtet, wie die Juden. Außerdem waren sie sehr unreinlich, insbesondere auch, im Gegensatz zu den Juden in der Auswahl ihrer Nahrungsmittel. Während die Juden immer sehr gutes, vom Schächter gefloschertes Fleisch genossen, verzehrten die Zigeuner alles Fleisch, das Gott gab, als Pferde- und Razenfleisch, ja sogar das Fleisch freipterten, vergraben gewordenen, in Fäulnis übergegangenen Viehs. Bis 1800 haben sie eine ähnliche Rolle gespielt, wie die Juden, seitdem verschwanden sie; die alten Leute sagten, sie wären eine Landplage gewesen.“*)

Die Separation und ihre Folgen.

„Alle Verhältnisse, die wir bisher geschildert haben, gehören, soweit sie das Scharwerk betreffen, in die Zeit vor 1804, soweit sie aber das gemeinschaftliche Leben im Dorfe angehen, in diejenige vor 1830. Die Befreiung vom Scharwerk hob die engere Bekanntschaft zwischen den zum Amte gehörigen Ortsschaften auf; die Durchführung der Separation rief eine vollständige

*) G. Zigeuner gab es allerdings im Kreise Darfemmen nicht mehr, wohl aber in anderen Kreisen, namentlich im Kreise Insterburg. Auf jedem Pferdemarkte konnte man sie sehen. Der Schluß jedes Pferdemarktes, bei welchem von durch Branntweingenuß und üble Laune aufgeregten Leuten nur mit minderwertigen Thieren gehandelt wurde und bei welchem wohl ausnahmslos Zigeuner betheilligt waren, hieß noch zu meiner Zeit immer der Zigeunermarkt. Vergl. Willkühr des Ampts Insterburg von S. 5. 1604 am Ende „die Zigeuner sollen nicht gelitten werden“).

Revolution in allen Verhältnissen hervor. Denn alles ist seitdem anders geworden. Man erkennt das Dorf nicht mehr, weder nach seinem äußeren Ansehen, noch in seinen inneren Verhältnissen. Schon aus der schwachen Schilderung, die ich hier gemacht habe, läßt sich entnehmen, welche gewaltigen Veränderungen im ganzen Wesen des Dorfes seit 30 Jahren vorgegangen sind. Wenngleich wir keine geschichtlichen Mittheilungen aus alter Zeit haben, so möchte ich doch behaupten, daß seit Entstehung des Dorfes eine ähnliche Veränderung nie vorgekommen ist. Ebenso glaube ich auch, daß wir noch lange nicht an den Abschluß dieser Veränderungen gelangt sind. Insbesondere werden die Besitzverhältnisse und die Baulichen Verhältnisse noch immer weiter in Fluß bleiben.

Wenn ich nun zur speziellen Schilderung der Zeit nach 1830 übergehe, so kann ich mich füglich alles dessen enthalten, was aus den Acten des Gerichtes über Veränderungen der Grundstücke und deren Besitzer hervorgeht, sowie desjenigen, was aus den Separationsacten und der (Rislatischen) Separationskarte ersichtlich ist und will nur diejenigen Verhältnisse schildern, über welche darin nichts zu finden ist.

Die ersten Anfänge der Separation bei uns reichen bis ins Jahr 1819 zurück. Mancher Bauer begann zu fühlen, daß er als Eigentümer seiner Besitzung noch zu sehr von gewissen Beschränkungen alter Zeit abhing, und empfand, je mehr er umsichtsvoll und vorwärtsstrebend war, diese Last desto drückender. Er erkannte, daß bei freier (von der Dreifelderwirtschaft befreiter) Wirtschaft der Nutzen größer sein würde, als bisher. Mancher Bauer hatte das Vorgefühl, daß bei einer andern, als der bisherigen Einteilung in drei Felder, sowie durch bessere Benützung der in der Nähe des Dorfes gelegenen guten Wiesen, die bisher ebenfalls jedes dritte Jahr brach lagen, seine Wirtschaft leicht verbessert werden konnte. Die Mehrzahl der Bauern freilich war zu solchen Veränderungen nicht zu bewegen. Auch sind solche in einem größeren Orte mit bedeutenden technischen und materiellen Schwierigkeiten verknüpft. Dazu kam, daß damals der Schulze Huhn das Bartelsche Grundstück gekauft hatte, dessen Feldstücke nun nicht zusammen lagen, sondern durch das dazwischen gelegene Wellersche Grundstück getrennt waren. Bei ihm entstand der Wunsch, seine Stücke zusammenzulegen. Schon darin lagen Keime der Gährung und des Zwistes. Weitere Nahrung fanden dieselben in der Verpflichtung, die Zäune im Dorfsfelde zu unterhalten. Bis zur Verleihung des freien bürgerlichen Eigentums 1808 hatte der Amtmann das Recht und die Pflicht, die Bauern zur Instandsetzung der Zäune zu zwingen, event. dieselben, wenn sie dieser Anordnung nicht nachkamen, vom Hofe zu entfernen und durch andere tüchtige Bauern zu ersetzen. Dieser Zwang hörte mit Verleihung des freien Eigentums auf und niemand konnte denselben Bauern, welcher das Segen des Zannes verweigerte, dazu nötigen. Damit riß Unordnung und Ungleichgültigkeit, auch auf andern Gebieten ein. Da kam zuerst mein Vater auf den Gedanken, das Dorf in zwei Societäten zu teilen. Darüber bestimmten die Gezeje nichts und diese Teilung mußte durch einen beim Oberlandesgericht zu Sinsberg geführten Proceß 1824 erzwungen werden. Wer die zur ersten So-

zietät gehörigen Wirte waren und die Größe ihrer Feldmark, geht aus dem Separationsprozeß hervor. Diese Auseinanderlegung machte viele Kosten und ging nicht ohne Störungen von statten. Statt der früheren drei Felder richtete sich diese I. Sozietät nunmehr vier Felder ein 1) Brache, 2) Winterung, 3) Sommerung, bestehend in Erbsen, Kartoffeln, Lein und Gerste, 4) zweites Sommerfeld: allein Hafer. Außerdem wurde ein großer Strich des schlechtesten und steinigsten Landes neben dem Walde, da wo später Beller seinen Plan erhielt zur Weide, dagegen die Teichwiese und die Lankaswiese zweischnittig behandelt und nicht mehr brach liegen gelassen. Beide lieferten im ersten Jahr ein überaus reichliches Futter. So war für das Vieh gesorgt. Die Brache konnte zeitig gepflügt und gequert werden, weil man zur Aushilfe das besondere Weidefeld hatte. Dabei standen sich die Wirte sehr gut. Sie verdankten diese Verbesserung meinem Vater, der sein Augenmerk stets auf Gewinn von mehr und besserem Futter gerichtet hatte. Schon früher fuhr er oft nach Janellen, Poppiollen, Sunkeln und Medunischken, um Futter zu kaufen oder auf Anteil zu mähen und kannte daher die Wiesen an der Goldapp und an der Angerapp so gut, wie unsere Dorfwiesen. So lange das Dorf in Gemeinschaft wirtschaftete, ließ sich daran nichts ändern; nun gelang es ihm, freilich mit unjäglicher Mühe.

Die zweite Sozietät war nicht ebenso glücklich. Diese behielt die Dreifelderwirtschaft bei und machte an der Grenze der ersten Sozietät ein sog. Feldchen, welches den besten Acker enthielt und jährlich benugt werden sollte. Weide wurde ebenfalls besonders liegen gelassen. Da aber die Wiesen und das Futter fehlten, die Brache nur knapp war, und das jährlich in Anspruch genommene Feldchen fast keinen Dünger erhielt, so hatte diese Sozietät sehr schlechte Ernten. Sie ging daher bald von ihrer Felderteilung ab und folgte darin dem Beispiel der ersten Sozietät; doch blieb auch da das schöne Futter aus und es fehlte ihr daher die gute Ernte und das gute Vieh.

Während dieser Vorgänge erschien das Gesetz über die Gemeinheitsteilungen. Mein Vater hatte das Augenmerk der Bauern besonders auf die Wiesen gerichtet und durch deren Verbesserung die ganze Wirtschaft gehoben. Dies ließ zwei Wirte, Huhn und Arndt, welche unmittelbar an der schönsten Wiese, der Lankas, wohnten und welche darnach begehrt, nicht ruhen. Huhn trug auf Separation an. Dies rief eine ungeheure Erregung im Dorfe hervor, kaum hatte man die Kosten der Bildung der beiden Sozietäten überwunden, so sollten jetzt neue Kosten verurteilt werden! Kämpfe begannen, tödlicher Groll machte sich geltend, Prozesse wurden angestellt und es entstanden Feuerbrünste, die man auf Kosten dieses Haders schrieb.

Dennoch mußte die Separation erfolgen. Als sie durchgeführt war, atmeten die Bauern auf und freuten sich, als endlich ihre Pläne befähigt wurden. Der Strauß war durchgekämpft. Es ist zu verwundern, daß bei den großen Kosten der Separation und bei der damit verbundenen zehnjährigen

Unordnung nicht viele Bauern zu Grunde gingen*). Die Separationskosten für Christiankehmen allein betragen 1400 Thaler. Mehr als die Hälfte traf auf die Besitzer der ersten Feldsozietät, auf jeden derselben etwa 100 Thaler, für heutige Verhältnisse keine sehr große Summe. Damals aber war es sehr viel; wurden doch oft in anderen Ortshaften Bauerhöfe für 100 Thaler subhastirt und erstanden. Die Christiankehmer Wirte haben in den Separationskosten den gemeinen Wert ihrer Grundstücke bezahlt!

Als die Separation beendet war, begann eine neue Aera. Der alte Bann des Gemeinwehens war gebrochen. Der einzelne Wirt war jetzt erst freier, voller und unbeschränkter Herr seines Eigentums. Es eröffneten sich neue Bahnen. Jeder konnte nun wirtschaften wie ihm beliebte. Es stellte sich bald heraus, daß nicht überall nach derselben Art gewirtschaftet werden konnte. Es wurden 4, 5, 6 und Mehrfelderwirtschaften versucht. Wohl dem, dessen Feldplan bei der Separation solche Lage und Gestalt erhielt, daß es ihm möglich wurde, auf richtige Art zu wirtschaften. Bei uns traf das nicht zu. Das Dorf hatte nämlich nur zwei Ausbauten erhalten, die übrigen Wirte wollten im Dorfe wohnen bleiben und von dort aus ihre Felder bewirtschaften. Daher wurden die Planlagen lang gestreckt, oft zerstückelt angewiesen. Erst nach und nach entschlossen sich einzelne Wirte, sich anzubauen; die meisten kämpften mit dem Entschlusse fast 30 Jahre, bis die Parzellirungen begannen und kleinere Wirte sich auf den Hinterplänen festhaft machten. Da folgten auch die übrigen. Scharfetter baute sich 1830, Schönbeck 1836, Wiekmann 1840, Schröder 1853, Arndt 1855, Gerlich 1857, Dimiat und Koschat 1859 aus. Ich selbst 1852.

Es ist kein Segen für das communale und für das einzelne Familienleben, wenn alle Besitzer so zerstreut wohnen. Die Landwirtschaft hat sich trotzdem in den letzten zwölf Jahren sehr gehoben und sicher baut der Bauer jetzt bei uns das 8te Korn Getreide, während früher höchstens 5 erzielt wurde. In letzter Zeit wird auch viel für Gräben gethan, freilich noch lange nicht genug. Im Jahre 1854 habe ich auch einen Versuch mit Drainis gemacht und 15 Morgen hinter der Teichwiese drainirt. Wenngleich ich überzeugt bin, daß diese Kultur für die hiesigen Verhältnisse sehr nützlich ist, so sind doch leider die Löhne zu hoch, um weitere Versuche zu machen.

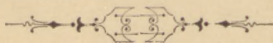
Seitdem die verschiedenen Besitzer sich ausgebaut haben, ist Vieles im Dorfe anders geworden. Die Winterabende werden nicht mehr zu gemeinschaftlichem Spinnen benutzt. Das gesellschaftliche Leben, insbesondere der jüngeren Leute entbehrt des früheren Reizes. Das Erzählen der Sagen und Märchen hat aufgehört, die alten Sagen gehen zu Grabe. Die Benennungen für Hügel, Wiesen und Thäler verschwinden. Das gemeinschaftliche Arbeiten auf dem Felde hat aufgehört, jeder arbeitet vom andern entfernt, ungehört und ungehört. Damit ist aller Wettstreit des Gefindes geschwunden. Die

*) Rogge, Geschichte des Kreises und der Diözese Darkschmen S. 233 teilt mit, daß in vielen Fällen die schiedsrichterliche Vermittelung des Gutsbesizers Henche auf Pogrimmen zum glücklichen Austrage geführt habe.

Gemütlichkeit des früheren häuslichen Lebens hat aufgehört. Wenn in früheren Jahren das Leben der Bauern einen Anstrich von Kommunismus befaß, so hat dieser nunmehr einem Jagen und Halschen nach Gewinn Platz gemacht, das bedenkliche Seiten zeigt. Der Bauer gehörte früher gewissermaßen zu seinem Boden und fand darauf seine Heimat. Jetzt fragt es sich, wie lange der Bauer als kleiner König seiner Scholle gegenüber dem spekulirenden Güterhändler eine Heimat behalten wird. Ich fürchte, es kommt die Zeit, da der Bauer nur ein Händler mit Grundstücken wird, der lediglich verdienen will!*)

*) G. Tribuseit schildert die Folgen der Separation richtig. Mit anderen Worten: Infolge der Separation und der Ausbauten auf den Ackerplänen hat sich das frühere System der geschlossenen Dörfer in das Hofsystem verwandelt. Littauen ähnelt hierin mehr Westfalen, während die dazwischen gelegenen Provinzen mehr das alte Besiedelungssystem beibehalten haben. Allerdings folgt jetzt Masuren immer mehr dem litauischen Beispiele. Die wirtschaftliche Erstarkung ist hier Hand in Hand mit der Abschwächung des Gemeinfinnes und dem Auslösen der alten Sitte gegangen. An die Stelle der Geselligkeit im Privathause ist der Besuch des Wirthshauses getreten und hiermit ist auch die nützliche Handarbeit in der Winterszeit, welche meist nur im geistlichen Verkehr gedeiht (das Spinnen, Schnitzen, Flechten u. s. w.) immer mehr verichwunden. „Jeder für sich, Gott für uns Alle“ ist ein Spruch, welchen ich oft aus dem Munde von Bauern gehört habe.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß die großartige landwirtschaftliche Entwicklung, welche mit Ende der zwanziger Jahre eintrat, zwar zum größten Theile der Gemeinheitssteilung und der Abdingung der gutsherrlichen Rechte zu verdanken ist, daß sie aber wesentlich unterstützt wurde, durch das Aufhören der langen Perioden von Missernten (im Jahre 1869) namentlich aber durch die Einführung des Aleebaues, welcher bei dem graswüchsigem und kalkhaltigen Boden Littauens auch trotz des Mangels natürlicher Wiesen die Gewinnung eines reichlichen kräftigen Futters ermöglchte.



Rud. Boehnke
Buchbindermeister
Königsberg Pr.
Ostendorffstraße 10

662/1937

